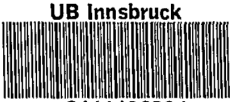
Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv
Nr. 4/1985

Inhalt:

Walter Methlagl: Hans Limbach: »Begegnung mit Georg Trakl«.
Zur Quellenkritik. 3
Anton Unterkircher: Der Briefwechsel Ludwig v. Fickers.
Auswahl und Kommentar. 48
Eberhard Sauermann: »gräulich« oder »greulich«?
Zu einer Kritik an Gedichten Trakls von 1914. 68

Hinweise:
Heiner Rutte: Zum Problem »Wittgenstein, Ethik und Positivismus«. 71
Sigurd Paul Scheichl: Jacques Le Rider: Le cas Otto Weininger. 76
Ludwig v. Ficker und Georg Trakl in Wittgensteins
»Geheimen Tagebüchern«. 78
Kraus-Manuskripte erworben. 81
Suchanzeigen. 82
»Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs«. 83

UB Innsbruck

+C111406204

Gedruckt mit Unterstützung der Tiroler Landesregierung

Eigentümer und Verleger: »Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs« und
Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«
Druck: Steiger-Druck, 6094 Axams, Schäufele 6
Herausgeber: Walter Methlagl und Eberhard Sauermann
Für den Inhalt verantwortlich: Eberhard Sauermann
per Adr. Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«
Universität Innsbruck (Tel. 05222/724/3471)
A-6020 Innsbruck, Innrain 52

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet.

Walter Methlagl:

Hans Limbach: »Begegnung mit Georg Trakl«. Zur Quellenkritik.

In der Trakl-Forschung der allerneuesten Zeit ist die Glaubwürdigkeit der Erinnerung Hans Limbachs an seine »Begegnung mit Georg Trakl« mehrfach grundsätzlich in Zweifel gezogen worden.[1] Diese Erinnerung brachte im Juli 1925 Daniel Sailer von Ernst Haerle, dem engsten Freund und Nachlaßverwalter des im November 1924 verstorbenen Hans Limbach, aus Zürich zu Ludwig von Ficker nach Innsbruck[2], der sie in der »Erinnerung an Georg Trakl« erstmals veröffentlichte.[3] Für die vorliegenden Ausführungen ist es wichtig, den Text genau zu kennen; er wird deshalb im vollen Umfang der Erstveröffentlichung wiedergegeben:

*

Irgendwo zwischen Brixen und der Brennerhöhe war ein einfaches, junges Bauernweib mit zwei Kindern eingestiegen. Als der Schaffner ihr Billet abnahm, bekam sie mit ihm einen Wortwechsel, der damit endete, daß jener bestimmt erklärte, bei der nächsten Station müsse sie aussteigen, wenn sie nicht nachzahle. Damit schlug er die Kupeetür hinter sich zu. Das junge Weib aber brach in Tränen aus. Während ich, nicht ohne eine leise Anwandlung von Ärger, zum Fenster hinausschaute, hatte sich Dallago teilnehmend an die Frau gewandt und erfuhr, ihr Mann arbeite in der Schweiz, sei plötzlich krank geworden, und sie wolle nun mit Kindern, Sack und Pack zu ihm; aber trotzdem sie alles Entbehrliche verkauft habe, lange das Geld nicht für die ganze Fahrt, und der Kondukteur wolle sie an die Luft setzen.

Ohne einen Augenblick zu zögern, langte D. in die Tasche und gab ihr, mit freundlichen Worten des Trostes, fünf Kronen, trotzdem er ja selber nichts übrig haben mochte. Ich aber, tief beschämt, folgte seinem Beispiel.

Als wir in Innsbruck ausstiegen, half er ihr noch zu ihrem Gepäck und sorgte, daß sie in den rechten Wagen einsteige. —

Wir logierten im »Bären«. Aus der Stadt telephonierte D. dem Herausgeber des »Brenner«, Ludwig von Ficker, der im Vororte Mühlau wohnte, und wir wurden ohne weiteres beide zum Nachtessen eingeladen.

— — — — — —

F. führte uns in sein Studierzimmer, erkundigte sich nach D's Familie, hatte auch schon von mir gehört und berichtete dann von Kraus und den Leuten des »Brenner«, wobei er mit besonderer Ehrfurcht bei Georg Trakl verweilte, der gegenwärtig sein Gast sei und gleich erscheinen werde.

Ich hatte Georg Trakls Gedichte im »Brenner« wohl beachtet, aber noch kein rechtes Verhältnis zu ihnen gewonnen, trotzdem mir einzelne Verse des »Psalm« und mehr noch vielleicht die Antwort von Karl Kraus Eindruck gemacht hatten. Erst die Porträtzeichnung von Max von Esterle bewirkte in mir eine lebhaftere Teilnahme. Nun zeigte uns F. ein sonderbares Selbstporträt von Trakl, wie er, aus dem Traume aufspringend, sich nachts einmal im Spiegel gesehen habe: eine bleiche Maske mit drei Löchern: Augen und Mund.

In diesem Augenblick trat Trakl selber ins Zimmer.

Er erschien stehend kürzer und gedrungener, als wenn er saß. Ohne ein Zeichen der Freude, nur einen halblauten Gruß murmelnd, reichte er uns die Hand und setzte sich.

Seine Gesichtszüge waren derb, wie bei einem Arbeiter; welchen Eindruck der kurze Hals und die nachlässige Kleidung — er trug keinen Kragen und das Hemd war nur durch einen Knopf geschlossen — noch verstärken mochte. Trotzdem prägte sich in seiner Erschei-

nung etwas ungemein Würdiges aus. Aber ein finsterer, fast bösartiger Zug gab ihm etwas Faszinierendes wie bei einem Verbrecher. Denn in der Tat: wie eine Maske starrte sein Antlitz; der Mund öffnete sich kaum, wenn er sprach, und unheimlich nur funkelten manchmal die Augen.

Gleich bestürmte ihn D. in seiner unbefangenen Art mit Fragen; aber Trakl gab nur kurz und wie unwillig Antwort, und wenn ihm eine der Fragen zu nahe zu kommen schien, wich er scheu und fast feindselig zurück.

Da wurden wir zu Tische gebeten.

Nach dem Essen gingen wir wieder ins Studierzimmer und nahmen Flaschen und Gläser mit.

Erst jetzt, unter dem Einfluß des Weines, schien Trakl langsam lebendig zu werden. Er zog sich vor D.s Fragen nicht mehr so mimosenhaft zurück, begann mit einer leisen, wie ferner Donner grollenden Stimme immer häufiger jene sybillinischen, orakelhaften Worte und Sprüche hinzuwerfen, die mir in ihrer frappanten Bildlichkeit mit einem Mal den Schlüssel zu seinem Dichten in die Hand gaben: er schrieb in einem gewissen Sinn genau so, wie er redete.

D.s offene, etwas kindliche Natur schien Trakl zu reizen und herauszufordern. Denn es war ihm, allem Anschein nach, peinlich, Rede und Antwort stehen zu müssen, und jener schien dies nicht genügend zu beachten.

Trakls Wesen war tiefste Verschlossenheit. »Ich bin ja erst halb geboren!« sagte er einmal und behauptete, bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr überhaupt nichts von seiner Umwelt bemerkt zu haben, außer d e m W a s s e r. Wundervoll gibt ja diesen dumpfen, qualvollen Zustand seine autobiographische Skizze »Traum und Umnachtung« wieder, die er gerade in jener Zeit schrieb.

Aber D. mochte nun einmal kein Organ für seine Art haben und rückte ihm immer näher auf den Leib.

»Kennen Sie eigentlich Walt Whitman?« fragte er ihn plötzlich.

Trakl bejahte es, fügte aber bei, daß er ihn für verderblich halte.

»Wieso?« — fuhr D. auf — »Wieso verderblich? Schätzen Sie ihn denn nicht? Sie haben doch gewiß in Ihrer Art manches Verwandte mit ihm?!«

F. bemerkte, daß doch wohl eher ein tiefer Gegensatz zwischen den beiden zu erkennen sei, indem Whitman das Leben einfach in allen seinen Erscheinungsformen bejahe, während Trakl durch und durch Pessimist sei.

Ja, ob er denn gar keine Freude am Leben habe? — bohrte D. weiter. — Ob ihm denn z.B. sein Schaffen gar keine Befriedigung verleihe?

»Doch« — gab Trakl zu —, »aber man muß gegen diese Befriedigung mißtrauisch sein.«

D. lehnte sich vor maßlosem Erstaunen in seinen Stuhl zurück.

»Ja, warum gehen Sie dann nicht einfach in ein Kloster?« fragte er endlich nach kurzem Schweigen.

»Ich bin Protestant«, antwortete Trakl dumpf.

»Pro-te-stant?« fragte D. gedehnt — »Das hätte ich allerdings nicht gedacht! — So sollten Sie doch wenigstens nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande leben, wo Sie dem wüsten Treiben der Menschen ferner und der Natur näher gerückt sind!«

»Ich habe kein Recht, mich der Hölle zu entziehen«, gab Trakl zurück.

»Aber Christus hat sich ihr doch auch entzogen!«

»Christus ist Gottes Sohn!« antwortete jener.

D. wußte sich kaum zu fassen.

»So glauben Sie also auch, daß alles Heil von ihm komme? Sie verstehen das Wort 'Gottes Sohn' im eigentlichen Sinne?«

»Ich bin Christ« — antwortete Trakl.

»Ja«, — fuhr jener fort, »wie erklären Sie sich denn solche unchristliche Erscheinungen

wie Buddha oder die chinesischen Weisen?«
»Auch die haben ihr Licht von Christus bekommen.«
Wir verstummten, über die Tiefe dieses Paradoxes nachsinnend. Doch D. konnte sich noch nicht zufrieden geben.
»Und die Griechen? Glauben Sie denn nicht auch, daß die Menschheit seitdem viel tiefer gesunken ist?«
»Nie war die Menschheit so tief gesunken, wie jetzt nach der Erscheinung Christi« — versetzte Trakl. »Sie k o n n t e gar nicht so tief sinken!«, fügte er nach kurzer Pause hinzu.
D. schien nicht wahrhaben zu wollen, daß Trakl immer mehr sich in sich zurückzog und verschloß, und brachte als letzten Trumpf Nietzsche vor.
»Nietzsche war wahnsinnig!« — warf Trakl barsch hin, indem seine Augen unheimlich funkelten.
»Wie verstehen Sie das?«
»Ich verstehe das« — grollte jener — »daß Nietzsche dieselbe Krankheit hatte wie Maupassant!«
Grauenvoll war sein Antlitz, als er dies sagte: der Dämon der Lüge schien aus seinen Augen zu funkeln.
Das dürfe man nicht sagen, wies ihn D. streng und mit der ganzen moralischen Autorität dessen, der die Wahrheit vertritt, zurück. — Das dürfe man nicht sagen! »Sie müssen wissen, daß der Wahnsinn seelische Ursachen hat!«
Trakl, der das Haupt gesenkt hatte, sah auf, maß sein Gegenüber mit einem seltsamen Blick und schwieg. Aber nach einer Weile schien er sich seines Wortes über Christus zu besinnen.
»Es ist unerhört« — begann er — »wie Christus mit jedem einfachen Wort die tiefsten Fragen der Menschheit löst! Kann man die Frage der Gemeinschaft zwischen Mann und Weib restloser lösen, als durch das Gebot: S i e s o l l e n E i n F l e i s c h s e i n?«
D. schien frappiert und bemerkte nach kurzem Schweigen: »Ja, das ist's. Vielleicht werd' ich auch noch eine Ehe in diesem Sinne zustande bringen.«
Dieser Ausspruch eines fast fünfzigjährigen, mehrmals unglücklich verheirateten Mannes hatte etwas Rührendes, ja Bewundernswertes an sich.
Unterdessen waren die Flaschen leer geworden und als sich auch in der Küche kein Wein mehr vorfand, nahm Trakl die Flaschen ohne weiteres unter den Arm, stieg, als wäre er der Wirt, in den Keller hinab und brachte sie gefüllt zurück.
Der Rest des Abends verlief ruhig. Trakl hatte mich schon vordem mehrere Male still betrachtet. Jetzt fragte er mich über Rußland, und seine tiefe Sympathie für dieses Volk trat offen zutage.
Besonders lieb war ihm Dostojewski. Von einigen seiner Gestalten, wie Aljoscha Karamasoff und Sonja aus »Schuld und Sühne«, redete er mit tiefer Ergriffenheit.
Soviel ich mich erinnere, sprach er aus Anlaß von Sonja das schöne Wort aus — wieder mit wild funkelnden Augen —: »Totschlagen sollt' man die Hunde, die behaupten, das Weib suche nur Sinnenlust! Das Weib sucht i h r e G e r e c h t i g k e i t, so gut, wie jeder von uns!«
Auch von Tolstoj sprach er mit hoher Ehrfurcht: »Pan, unter dem Kreuze zusammenbrechend«, nannte er ihn.
Als wir uns verabschiedeten, schaute ich ihm ernst in die Augen. Wie ein ferner Blitz flammte es in ihnen rasch auf und erlosch wieder. Aber ich wußte, daß er mir gut war.
Der Eindruck des Abends war so erdrückend für mich gewesen, daß ich fast den ganzen langen Weg zur Stadt hinein stumm neben D. herging.
Endlich brach ich in bewundernde Worte aus.
Ich konnte vor allem das, was Trakl über Christus gesagt hatte, nicht vergessen und erin-

nerte mich dabei plötzlich der Invektiven, die gestern im Hause des Generals P. in Meran gefallen waren.
»Welch ein Gegensatz!« rief ich aus und erzählte D. von den gestrigen Gesprächen.
D., der im Hause jenes Generals eigentlich abseits gesessen war und, von tieferem Wohlwollen ausgeschlossen, sich früh entfernt hatte, wurde ganz ernst, blieb stehen und meinte:
»Es ist mir schon lieb, wenn Menschen, die so über Christus absprechen, auch für mich nichts übrig haben.«

*

»Die Authentizität dieses Gesprächs, das von der Sekundärliteratur immer wieder angeführt wird, um Trakl als christlichen Dichter auszuweisen, muß allerdings aus quellenkritischen Erwägungen angezweifelt werden«, schreibt Sieglinde Klettenhammer.[4] Sein Inhalt trage »mehr zur Legendenbildung um den Dichter als zur objektiven Auseinandersetzung bei«.[5] Die Argumente 'der Kritiker', wie sie im folgenden der Kürze halber öfter genannt werden, lassen sich folgendermaßen gruppieren:

a) Es läßt sich nicht eindeutig feststellen, w a n n »die Auseinandersetzung des 'Brenner'-Philosophen [Dallago] mit dem 'Brenner'-Dichter [Trakl]« s t a t t g e f u n d e n hat. Zwar hält man eine Begegnung Trakls und Dallagos, bei der auch Limbach anwesend war, anläßlich der dritten Innsbrucker Kraus-Vorlesung am 14. Jänner 1914 für wahrscheinlich und beruft sich dabei auf eine Eintragung im Tagebuch von Karl Röck, »dessen Quellenwert unbestritten ist«.[6] Aber eben der Umstand, daß Röck von einem »heftigen Auftritt Trakls« und einem »derart folgenschweren Gespräch« nichts erwähne, daß zudem auch im Briefwechsel Limbach-Ficker und Dallago-Ficker jede Anspielung auf ein solches Streitgespräch fehle, läßt auch andere Datierungen zu.
b) Der wesentliche I n h a l t des Gesprächs und insbesondere die Trakl zugeschriebenen Äußerungen lassen sich vor allem aufgrund der Briefe Limbachs an Ficker aus den Jahren 1914 bis 1924 als Projektionen der »persönlichen Anschauungen Limbachs« interpretieren. »Die Briefe Limbachs an Ficker lassen erkennen, daß es deutliche Parallelen zwischen den von ihm überlieferten Äußerungen Trakls und seinem eigenen Denken gibt.«[7] Im einzelnen: Von vornherein verband den damals in der Ukraine lebenden Limbach mit dem gleichaltrigen Trakl »ihre Russophilie und die schwärmerische Verehrung russischer Dichter«. Doch könnte z.B. die Erwähnung Tolstois im Gespräch eine Zugabe von Limbach sein, da quellenmäßig nur Trakls Dostojewski-Verehrung belegt ist. — Gegenüber Ficker drückt Limbach unmißverständlich seine Aversion gegen Kraus aus und setzt dessen Satire die 'verzweifelte Hoffnung' in den Dichtungen Trakls entgegen. Diese Ablehnung der 'zerstörerischen' zeitkritischen Satire erfolge aber — ebenso wie die Zeichnung eines Trakl, der »alle klassisch-humanistischen Lebensentwürfe zugunsten einer christlichen Existenz [aufgibt]« — als Ausfluß von Limbachs »fanatisch christlich-protestantischer Einstellung«.[8] — Im Gespräch läßt Limbach Trakl entschieden gegen den Antifeminismus Weiningers Partei ergreifen. Aus den Briefen an Ficker und aus Limbachs Drama »Don Juans Ende« läßt sich jedoch Einblick in Limbachs eigene 'erotische Nöte' gewinnen, und mehr als Trakls eigene Auffassung schlägt in diesen Passagen diese Irritation, möglicherweise auch der Inhalt von Ebners »Weininger-Fragment« aus dem »Brenner« des Jahres 1920 durch. — Die Distanzlosigkeit, mit der Limbach sich 'seinen' Trakl zurechtgebildet habe, sei auch aus einer Äußerung Limbachs aus dem Jahre 1919 zu erkennen: »Von Puschkin kann ich sowenig, wie von Joh. Seb. Bach (oder Trakl!) gelassen reden.«[9]
c) Wir wissen auch nicht, w a n n Limbach dieses Gespräch a u f g e z e i c h n e t hat. Aus einer Briefäußerung Daniel Sailers an Ficker, anfangs Juli 1925: »Wenn man

bedenkt, daß diese Aufzeichnungen so lange Zeit nach jenen Begegnungen gemacht wurden, staunt man über die Schärfe, mit der die auftretenden Personen [gezeichnet sind — Lücke bei Sailer]«, schließt Sauermann, daß das Gespräch »offensichtlich erst Jahre danach formuliert« worden sei. [10]

Alle diese Indizien bekräftigen nach Ansicht Klettenhammers »die Vermutung, es handle sich hier, wenn nicht um ein fingiertes, so doch um ein von Limbachschen Vorstellungen gefärbtes Gespräch«. Es ist festzuhalten, daß diese Äußerung, wenn auch vielleicht nur infolge grammatisch unpräziser Formulierung, durchaus auch die Denkmöglichkeit impliziert, das Gespräch habe realiter gar nicht stattgefunden, und ein Gutteil der daran anschließenden Trakl-Rezeption beruhe auf einem Phantom. Klettenhammer kommt zu folgender abschließender Einschätzung: »Diese [oben zusammenfassend referierten] Zeugnisse verbieten es, dieses Gespräch als letzten authentischen Beweis für Trakls christlich-religiöse Gesinnung anzuführen, denn die Äußerungen des Dichters werden nicht objektiv wiedergegeben, sondern von einem Rezipienten mit fanatisch christlich-protestantischer Einstellung vermittelt. 'Begegnung mit Georg Trakl' kann wohl unter die 'Primärzeugnisse einer historischen Rezeption' eingereiht, nicht aber als unmittelbare historische Quelle zu Trakl betrachtet werden.« [11]

Mit dieser Feststellung glauben die Kritiker einen der tragenden Pfeiler der durch Ludwig von Ficker und den »Brenner« vermittelten Trakl-Rezeption zum Einsturz gebracht zu haben. Denn: »Ungeachtet der Gedichte, die den Traum von der Erlösung der Schöpfung durch den Dichter zerstören, berief man sich im 'Brenner' auf Trakl als einen Vorboten christlicher Heilserneuerung.« [12] Erklärtes Ziel sowohl der Schrift Sauermanns als auch des letzten Großkapitels in der Dissertation von Klettenhammer ist es denn auch, vor allem der Reihe Trakl-Studien und anderen vom »Brenner« inspirierten Rezeptionszeugen »weltanschauliche Voreingenommenheit und methodische Unzulänglichkeit bzw. sachliche Ungenauigkeit« zu attestieren; deren Hauptursache wird darin gesehen, daß in den genannten Veröffentlichungen »das Bekenntnis eines persönlichen Standpunktes Vorrang hat vor einer — oft nüchternen — Präsentation von biographischen Fakten und literarischen Belegen und vor dem Eingeständnis der — durch die Quellenlage und die Sprachproblematik bei Trakl bedingten — Vorläufigkeit von Ergebnissen«. [13]

*

Dieser Kritik wird in der hier festgelegten Reihenfolge ihrer Argumente widersprochen. Allgemein ist festzuhalten, daß von den Kritikern weder im Primärbereich (Text der Begegnung mit Trakl) noch im Sekundärbereich (umliegende, direkt oder indirekt darauf verweisende Quellen) auch nur annähernd ausreichend recherchiert worden ist; daß die herangezogenen Quellen fast zur Gänze auf unzulässige Art miteinander verknüpft worden sind; daß der grundsätzliche Denkansatz der Kritik verfehlt ist, wodurch auch die einzelnen Stadien des sogenannten Beweisgangs von vornherein zu in sich falschen oder zu halbwahren Ergebnissen führen.

I. Zur Datierung der Begegnung Trakl-Dallago-Limbach.

Gegen die (von Klettenhammer zwar nicht direkt ausgesprochene, aber auch nicht gänzlich ausgeschlossene) Möglichkeit, die »Begegnung mit Trakl« hätte gar nicht stattgefunden, sondern beruhe auf einer Projektion Limbachs, oder sie hätte zu einem andern Zeitpunkt als dem 14. Jänner 1914 stattgefunden, spricht zunächst eine kleine Notiz in Limbachs Erinnerungsbuch »Ukrainische Schreckenstage«, wo er auf einen Aufenthalt in Innsbruck während seiner Rückreise von Rußland im Spätsommer 1918 zu sprechen

kommt: »In Innsbruck mußte ich wider Willen, des Passes wegen, mich vierundzwanzig Stunden aufhalten und benützte die Zeit, meinen Freunden vom Kreise des 'Brenner', in den der Krieg auch Lücken gerissen hatte, einen Besuch zu machen und von neuem an Österreich glauben zu lernen.«[14] Mit den »Lücken« waren offenbar Georg Trakl und Max von Esterle gemeint, der damals noch in sibirischer Kriegsgefangenschaft war.[15]

Dieser Hinweis auf einen tatsächlich erfolgten früheren Besuch bei Ficker wurde von den Kritikern ebensowenig berücksichtigt wie noch weitere 14 Belege, die im folgenden chronologisch aufgeführt und erläutert werden. Zuvor sollen lediglich die — unschwer zu ermittelnden — Bewegungen Limbachs um die Zeit des Ersten Weltkriegs rekonstruiert werden. Im Spätsommer 1912 war er aus der Schweiz in die südrussische Steppe 'geflohen', wo er als Hauslehrer bei einer Großgrundbesitzersfamilie tätig war. Dort lernte er Dallagos Bücher und den »Brenner« kennen.[16] Vermutlich anfangs Dezember 1913 kehrte er abermals zurück, um Weihnachten bei der Familie in Zürich zu verbringen; um den 11. Jänner 1914 reiste er dann nach Bozen, wo er mit Dallago zusammentraf, dann über Meran nach Innsbruck; gegen Ende Jänner ist er wieder in Rußland. Auch Weihnachten 1914 scheint er wieder in der Schweiz verbracht zu haben. Ein Brief an Ficker[17] enthält einen handschriftlichen Zusatz seines in Zürich lebenden Vaters Samuel Limbach. Über das letzte Jahr seines dritten und letzten Rußlandaufenthalts vom Ausbruch der Oktoberrevolution bis Spätsommer 1918 geben die »Ukrainischen Schreckenstage« reichlich Auskunft.

Und nun die Belege:

1) Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 8.12.1913:
Zum Kraus Abend denke ich wahrscheinlich mit Dr. Limbach zu kommen, der bereits in Zürich ist.

2) Ernst Haerle an Daniel Sailer, Zürich [Mitte Juli 1925]. In diesem Brief, von dem sich ein Durchschlag im Nachlaß Ludwig von Fickers erhalten hat, liegt, wenn auch fragmentarisch, eine unmittelbare Fortsetzung des Erinnerungstextes über die »Begegnung mit Georg Trakl« vor; sie beschäftigt sich vor allem mit der Erscheinung Max von Esterles; Haerle, Limbach zitierend:
Plötzlich kam ein sehr sauber, aber unauffällig gekleideter Herr auf uns zu, dessen klare, braune Augen ungemein ernst und freundlich blickten. Ich erkannte sogleich, nach einer Karikatur im »Brenner«, den Maler Max v. Esterle. Obwohl wir Ficker in die Mitte genommen und die Beiden allerhand Geschäftliches zu besprechen hatten, machte mir Esterle doch einen tiefen Eindruck, und auch er schien sich für mich zu interessieren; denn immer wieder beugte er sich vor und mich traf ein offener, freundlich forschender Blick aus seinen Augen.
Zwar hatte der Eindruck, den ich von ihm gewann, gar nichts mit Georg Trakl gemein: nichts Dämonisches, nichts Überraschendes und Frappierendes war an ihm. Aber ich mußte unmittelbar an den Ausspruch Kierkegaard's denken: »wie schön ist der Anblick eines Menschen, in dessen Innern ein Entschluß vor sich gegangen ist«.
[Einige Seiten später:]
Nach dem Abendessen verließen wir den Saal, um ein Kaffeehaus aufzusuchen. An der Türe blieb Kraus plötzlich stehen und rief, auf ein frisch und kühn gemaltes Wintersportplakat deutend: »Wie schön!«, worauf Esterle, der Verfasser des Bildes, verlegen und wie schuldbewußt den Kopf senkte.
[Einige Seiten später:]
Schön kam noch einmal Dallago's Art zur Geltung, als wir am andern Morgen Max v. Esterle in seinem Atelier besuchten. Esterle zeigte uns seine Schneelandschaften; aber ich begriff auf einmal die verhaltene Resignation in seinem Wesen; er hatte erkannt, daß er bei allem Talent im tiefern Sinne nicht produktiv zu nennen sei, und war viel zu ehrlich, um sich dies zu verhehlen. Er deutete es auch im Gespräche verschleiert an, und Dallago suchte auf rührende Weise ihn aufzumuntern und auf diese oder jene starke Weise seines Wesens hinzuweisen. Aber als dieser sich dann plötzlich in seiner ganzen kräftigen Gestalt aufrichtete und bekannte: nun sei er erst zwei Tage in der Stadt und fühle schon wieder ein schlechtes Gewissen als ob er nicht seiner Bestimmung nachlebe, — da mochte Esterle ihn um seine kraftvolle Einfachheit beneiden.-

3) Daniel Sailer an Ludwig von Ficker, Zürich [Anfang Juli 1925]:
Noch am gleichen Abend, nachdem Ernst Haerle ihm in seiner Wohnung offenbar den ganzen Bericht über Limbachs Innsbrucker Besuch vorgelesen hatte, versuchte Sailer das Gehörte aus der Erinnerung zu reproduzieren. Teilweise deckt sich das Niedergeschriebene sinngemäß mit dem veröffentlichten Text, aber es gibt auch Stellen, die inhaltlich darüber hinausgehen und nicht nur den Abend bei Ludwig von Ficker, sondern den Verlauf des ganzen Innsbrucker Besuches betreffen:
K. Dallago, mit dem L. in Bozen zusammentraf, nach Meran u. später zu der Vorlesung von K.K. nach Innsbr. fuhr; die Vorlesung selbst, die Zusammenkünfte im Kaffee Max. Da erscheint einer nach dem andern. K. Röck, Wallpach, dann einer mit guten braunen Augen, dessen Erscheinung an das Wort Kierkegaards erinnert: wie eindrucksvoll (hier steht wahrscheinlich ein anderer Ausdruck) ist ein Mensch, wenn er zu Entschlüssen gekommen ist. (ungenaues Citat) Der Ankömmling ist M.v. Esterle. Dann kommt einer, in ärml. Kleidung (die Krawatte vergessen!) und aber von allen wie ein König empfangen: Georg Trakl. L. schildert die Rührung, die ihn erfaßte als Trakl bat: »Hat jemand von den Herren ein Paar Zigaretten?« — Ich müßte viele Worte machen u. könnte doch nicht einen Teil des Eindruckes erreichen, wie L., wenn er erzählt, wie in keines anderen Menschen Gesicht er so viel Tragik gesehen, wie bei G. Trackl. Es wären da einer Menge von Beobachtungen, Eindrücken zu gedenken, der L. im Zusammenhange mit der geschilderten Scene erwähnt; es ist mir vieles nur mehr halb in Erinnerung und manches wohl ganz entgangen, denn ich stand, als Herr Pf. Haerle dieses vorlas, ganz unter dem Eindrucke einer früheren Scene, jener, wo L. von seiner e r s t e n Begegnung mit Georg Trakl spricht.
[Es folgt eine knappe, vom veröffentlichten Text nur in der Einzelformulierung abweichende Zusammenfassung des Besuchs bei Ficker, allerdings um ein wichtiges Detail erweitert:]
Trackl entfernt sich, Sie sprechen über den Unverstand, dem Trackl fast überall begegnet. »Wenn Trackl behauptet, daß das Christentum die Religion der Verbrecher sei, bekommt dieser Doktor (H.N.) hysterische Krämpfe.«
[Es ist anzunehmen, daß Ficker, als er 1925 den Text zur Veröffentlichung vorbereitete, diese Passage aus Rücksicht auf Hugo Neugebauer, auf den sie anspielt, weggelassen hat.]

4) Tagebuchaufzeichnung von Karl Röck [18]:
Mi 14.1. abds Krausabend; (siehe), Runden hernach im Restaurant Max, C. Theresia, Leutzimmer der Krone bis 5 Uhr). Eindrucksvoll Limbach (von Russen); gegen 7 früh ins Bett; daher gelegen bis 12 Uhr am
Do 15.1. nm ins Max, wo auch Steurer, dessen Bericht im Tiroler Anzeiger. Um 6 Uhr zum Lehner, wo Kraus übers Vorlesen spricht; ihn dann zum Bahnhof begleitet (Ficker, Esterle, Dallago, Trakl und ich). Peter und ich noch im Bahnhofsrestaurant; dann übernachtet Trakl bei mir.

5) Tagebuchaufzeichnung von Karl Röck [19]:
14.I.1914. Um ½8 Uhr abends Kraus-Abend. Hernach im Café Theresia und schließlich bei der Krone im Mannschaftszimmer.
15.I.1914 . . . Um 6 Uhr zum Lehner. Kraus übers Vorlesen von Gedichten usw. und über Schauspieler. Kraus auf Bahn begleitet (Dallago, Ficker, Esterle, Trakl und ich) . . . Herzliche Verabschiedung . . .

6) Tagebuchaufzeichnung von Karl Röck [19]:
16.I.1914 Trakl übernachtete bei mir, nachdem wir mit Peter noch im Bahnhofsrestaurant gewesen. Im Café Maximilian mit Esterle über den Forscher und Dichter (Wissenschaftler und Literat). Dann kommt Trakl und zeigt mir in violetter Maschinschrift sein »Träum und Umnachtung«. Erschüttert und betroffen, das Gefühl des übergroßen, überschönen Lebens neben mir. Hiob, Blick in seine Augen unsagbar . . . Herumgegangen wie gebannt . . . Konnte nicht arbeiten. Ging um 5 Uhr auf [die] Innsbrücke zu, mir fiel [ein] daß Trakl bei der Rose sein werde, ging hinauf. Sprachen über Dallago . . . Nach dem Amt holt mich Trakl ab . . .

Aus den bisher angeführten Belegen läßt sich die Abfolge des Besuchs rekonstruieren: Dallago und Limbach treffen sich am 12.1.1914 in Bozen und fahren nach Meran, wo sie den Abend im Hause des Generals P. [nicht identifiziert] verbringen. Tags darauf, am 13.1., fahren sie über den Brenner per Zug nach Innsbruck und logieren im [Grauen] Bären. Am selben Abend sind sie bei der Familie Ficker in Mühlau zum Abendessen eingeladen, wo die Begegnung mit Trakl stattfindet. Anwesend sind dabei Dallago, Limbach, Trakl, Ficker und Frau von Ficker. Aus Röcks Tagebuch — selbst

wenn es teilweise erst später verfaßt bzw. überarbeitet wurde — ist klar ersichtlich, daß Röck erst am Abend der Kraus-Lesung mit Limbach bekannt wurde. Bei der Begegnung in Fickers Wohnung war er nicht anwesend. Am nächsten Tag, dem 14.1., begegneten Ficker und Limbach — vermutlich auf der Straße auf dem Weg ins Café Maximilian — Max von Esterle, im Café selbst machte Limbach die Bekanntschaft von Wallpach und Röck, und er traf abermals mit Trakl zusammen. Dieser Caféhaus-Besuch ist auf ein Uhr mittags anzusetzen; um diese Zeit trafen sich regelmäßig die Mitarbeiter des »Brenner« mit dem Herausgeber, nicht zuletzt, um redaktionelle Angelegenheiten zu besprechen.[20] Abends um halb acht begann im Musikvereinssaal die Kraus-Vorlesung, anschließend Abendessen im Restaurant des Café Maximilian zusammen mit Kraus, dann Besuch des Café Maria Theresia. Beim Verlassen des Restaurants wird Kraus auf Esterles Wintersport-Plakat aufmerksam. Vermutlich ein kleinerer Kreis sitzt dann noch bis fünf Uhr früh im Leute-(Mannschafts-)Zimmer des Gasthauses »Krone«. Am Morgen des 15.1. besuchen Limbach und Dallago Esterle in seinem Atelier im Collihaus in der Südbahnstraße. Limbach scheint dann im Laufe des 15.1. abgefahren zu sein, vermutlich nach Zürich. Am Abend dieses Tages wurde Kraus in Anwesenheit von Dallago, Ficker, Esterle, Trakl und Röck am Bahnhof verabschiedet. Es ist hervorzuheben, daß bei dieser Gelegenheit Trakl und Dallago zum drittenmal in diesen drei Tagen zusammentrafen. Diese nachweisbare Tatsache nimmt der ersten Begegnung bei Ficker etwas von dem ominösen Charakter, den die Kritiker dem Gespräch beimessen, um seine Unwahrscheinlichkeit zu betonen.[21] Daß Röck von diesem Gespräch im einzelnen nichts erwähnt, ist plausibel. Er war nicht dabei. Erwähnt ist es trotzdem — wenn auch nur flüchtig: Nur 24 Stunden nach dem letzten Beisammensein mit Dallago hat Trakl mit Röck über diesen gesprochen. Das wäre wohl nicht geschehen und Röck hätte es nicht vermerkt, wenn die Begegnung bei Trakl nicht nachgewirkt hätte.

Auch wenn bei dieser Rekonstruktion das in Frage stehende Korpus, das 'Limbachgespräch', als Quelle miteinbezogen wurde, so zeigen doch die Tatsache, daß Limbach in der 'Esterle-Passage' seiner Erinnerung auf eine vorausliegende Begegnung mit Trakl verweist, und die Art, wie hier Quellen verschiedener Herkunft ohne den geringsten Widerspruch scharfzahnig ineinandergreifen, daß die Chronologie des Besuchs Limbachs und Dallagos nur so gesehen werden kann und daß keine andere Datierung denkbar ist.

Folgende Belege verweisen über kurze Distanz auf die Begegnung mit Trakl zurück:

7) Hans Limbach an Georg Trakl, o.O., »Jan. 1914«, mit Beilage:
Fotografie »Totenmaske Dostojewski's« (Rückseite Widmung: »Hrn Trakl 1914«:[22]
Verehrter Herr,
ich fand beiliegendes Bild in einem Almanach u. denke, es wird Sie vielleicht freuen. Ich hätte Ihnen gern durch etwas meine Freude vergolten, einen Menschen wie Sie kennen gelernt zu haben, muss aber darauf verzichten, da ich nicht weiss, was Ihnen Freude machen könnte. Vielleicht tut es am besten der Ausdruck des Dankes u. innersten Teilnahme [sic], womit ich bin
Ihr aufrichtig ergebener H. Limbach

8) Hans Limbach an Ludwig von Ficker, o.O., 12.5.1914:
Hoffentlichen können Sie [meinen Versuch, Mitarbeiter des »Brenner« zu werden] als ungeschehen betrachten u. mich als nichts weiter denn Ihren dankbaren Gast u. treuen Leser Ihrer schönen Zeitschrift.

9) Im selben Brief findet Limbach die am 1.2.1914 im »Brenner« erschienene Prosadichtung »Traum und Umnachtung« besonders ergreifend. Vgl. »Begegnung mit Georg Trakl«, S. 105.

10) Die Kritiker vermissen eine unmittelbare Reaktion Carl Dallagos auf sein Gespräch mit Trakl. Die folgenden vier Belege kennzeichnen diese Reaktion:
Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 18.1.1914:
Lieber Freund! Dir u. Deiner Frau vor allem herzlichen Dank für Eure Gastfreundschaft! Ich fuhr nachts direkt bis hierher, wo ich ca. 9 Uhr früh ankam, halb benebelt von Rauch u. Mangel an Ausgeschlafenheit. Die Aussprache mit Euch allen ist mir immer lieb u. wert, aber die Lokale, die Nächte u. das Rauchen sagen mir weniger zu. Doch jetzt ist das wieder vorbei u. ich habe heute bereits gearbeitet. [. . .] Ich selbst muß mich jetzt sammeln für die Schrift über Kierkegaard. Schnee u. Kälte erschweren mir ohnehin das Arbeiten. Ergebene Empfehlung Deiner Gemahlin. Herzliche Grüße an Trakl. Dein ergebener Dallago

11) Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 4.2.1914:
[. . .] Die Schweizer Adresse von Dr. Limbach ist: Zürich, Narzissenstraße 10. Sobald ich an ihn schreibe, werde ich jedenfalls Eure Grüße u. euren Dank übermitteln, aber er würde sich wohl sehr freuen, von Dir u. Trackl, da er Euch wie auch Esterle sehr zugetan ist, gelegentlich persönlich Geschriebenes zu erhalten.

12) Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 12.2.1914:
[. . .] Trakl bitte mir auch zu grüßen u. sobald es Frühjahr ist, möge er kommen. Noch ist es zu kalt meistens früh wenigstens. [. . .]

13) Carl Dallago: »Über eine Schrift 'Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'«[23]: »Im Jänner und anfangs Februar 1914« wurde dieser Aufsatz verfaßt, also zum größten Teil unmittelbar im Anschluß an den Besuch in Innsbruck. Möglicherweise gab es schon Vorarbeiten, ehe er dorthin fuhr. Eine beträchtliche Anzahl der von Limbach festgehaltenen 'Höhepunkte' des Gesprächs kehren darin in teilweise fast wörtlicher Übereinstimmung wieder, so als hätte Dallago einiges von dem, was zwischen ihm und Trakl noch offen geblieben war, nachträglich aus seiner Sicht abklären wollen. Dies entsprach ganz seiner Art, auf jüngst Gelesenes oder Besprochenes förmlich im Reflex zurückzukommen.[24] Im einzelnen sollen diese Übereinstimmungen später abgehandelt werden. Hier sei vorerst nur auf die zentrale Perspektive des Aufsatzes hingewiesen, die darin liegt, die Einzigartigkeit Christi als »Sohn Gottes« durch den Hinweis auf sein »Menschentum« anzufechten. Schon 1912 hatte Dallago sich einmal genötigt gesehen, seine bisherige Weltanschauung von Grund auf zu revidieren und entsprechend zu erweitern. Anlaß dazu hatte ihm die Lektüre der östlichen Weisen gegeben, der er sein Konzept des »reinen Menschen« verdankte. Nun war durch Haeckers Schrift und Fickers Entschluß, Kierkegaard massiv in den »Brenner« einzuführen, also das Problem des Christentums völlig neu aufzugreifen, Dallagos Position in der Zeitschrift von Grund auf infragegestellt.
In der vorliegenden Argumentation bedeutet dies eine Entlastung Limbachs vom Vorwurf, er habe als »fanatischer« protestantischer Christ das Gespräch zwischen Dallago und Trakl zum Austragungsort s e i n e r weltanschaulichen und erotischen Probleme gemacht. Dieser Vorwurf stützt sich mit einer einzigen Ausnahme auf Belege, die aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg stammen. Die Ausnahme, das Drama »Don Juans Ende«, hatte er Jahre v o r dem Gespräch geschrieben.[25] Man suchte also — im Grunde ahistorisch — in der Ferne nach Belegen und übersah dabei die nächstliegenden. Die zentralen Punkte des von Limbach wiedergegebenen Gesprächs apostrophierte man, als handle es sich dabei um lauter Kälber mit zwei Köpfen. In Wirklichkeit spiegelt das Gespräch sehr präzis die konflikthafte Situation, in der sich der »Brenner« g e n a u i n d i e s e n T a g e n u n d W o c h e n befand. Nichts von dem, was Limbach an Themen berührt, hätte — vom Kontext des »Brenner« her — zwei Monate früher oder zwei Monate später einen Sinn. Daß Limbach aus seiner Kenntnis der Schriften Dallagos und seiner »Brenner«-Lektüre diese unverwechselbare geistige Situation im nachhinein rekonstruiert hätte, müßte ihn, der zwar gewiß das Zeug zu einem passablen Dramatiker in sich hatte, als einen Menschenstimmen-Imitator mit ans Wunderbare grenzenden psychologischen und kriminologischen Fähigkeiten ausweisen. Ein solches Bild vom Autor Limbach paßt aber wieder ganz und gar nicht zu dem des fanatischen Protestanten.

In der Tat mußte sich Trakl in Dallagos Aufsatz, wenn auch nur ein Bruchteil von dem stimmt, was Limbach über die Begegnung mit Dallago geschrieben hat, neben Haecker als der eigentliche Adressat vorkommen. Dessen scheint auch Ficker gewahr geworden zu sein, der in fast allen Heften, die nach der Begegnung erschienen (allerdings auch schon in einigen vorherigen), die Beiträge seiner beiden Hauptmitarbeiter mit zunehmend ausgesuchter 'Grausamkeit' gegeneinander stellte, um den Konflikt auf die Spitze zu treiben.

Man muß bei einer derartigen Quellenanalyse auch ins Auge fassen, was auf weite Sicht verlorengeht, wenn man diese enggeführten Zusammenhänge als irrelevant abtut: verloren geht nicht weniger als der Einblick in das, was man 'die Einheit des Brenner' nennen kann, verstanden als das Bezogensein der Mitarbeiter und des Herausgebers auf ein und denselben Problemkomplex. Verloren geht somit auch die daraus folgende Einsicht, daß Trakl — selbst wenn er unwahrscheinlicherweise die Haeckersche Schrift nicht gleich gelesen haben sollte[26] — in die damit herbeigeführte Situation, die nach grundsätzlichen Entscheidungen drängte, sofort unmittelbar und tief involviert war. Davon kann das Limbach-Gespräch in der Art, wie es aufgezeichnet wurde, ein glaubwürdiger Ausdruck sein.

14) Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 19.2.1914:
Denn mit dem Christentum Haeckers läßt sich reden u. will ich reden. Weniger mit dem Trackls und Heinrichs, die ich zwar nicht vergleiche miteinander, denn Trackl ist ein ganzer, geschlossener Dichter u. er hat im Brenner noch nie etwas als als Dichter vorgebracht. Doch soviel konstatiere ich heute — u. ich glaube kaum, daß Du dagegen bist — daß es nicht das Menschentum Christi ist, das in Trackls Dichtung umgeht, daß es ein g e s c h ä d i g t e s Menschentum ist, mag es sich oft auch in wunderschönen Bildern dartun. Das Entscheidende gegen dieses Menschentum von mir aus darzutun, wäre nur, daß es nicht das Menschentum von j e h e r ist. Es macht wohl die Verschiedenheit zwischen Trackl u. mir aus. Und es soll hier nicht Tadel gegen Trackl angebracht sein, sondern nur als Feststellung unsrer Verschiedenheit. Es darf auch nicht Abbruch tun meinem Interesse, ja meiner Sympathie u. Freundschaft für Trackl.

Aufs erste Hinsehen liegt diese Äußerung auf einer Linie mit einigen anderen, in denen sich Dallago seit Sommer 1913 kritisch mit der Erscheinung Trakls auseinandersetzt. Bringt man sie jedoch mit Dallagos Kierkegaard-Schrift in Verbindung, die unmittelbar zuvor abgeschlossen wurde, und bringt man sie mit der durch Haeckers Schrift gänzlich neuentstandenen Situation in Verbindung, dann schärft sich auch der Blick für das qualitativ Neue, das diese Stelle von den früheren unterscheidet. Und dieses Neue — grob gesagt: Dallagos Engagement für das »Menschentum« Christi — kennzeichnet eben auch das Um und Auf des von Limbach aufgezeichneten Gesprächs. Daß Dallago sich hier — entgegen der Ansicht der Kritiker — doch auch auf seine persönliche Begegnung mit Trakl bezieht, macht ja die Behauptung seiner »Sympathie und Freundschaft für Trackl« trotz der gravierenden weltanschaulichen Gegensätze, die bei dieser Begegnung offenkundig geworden sein m u ß t e n, erst möglich. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß dieser Brief erst einen guten Monat nach der Begegnung geschrieben ist, eine kurze Zeit, wenn man daran denkt, wie intensiv sich Dallago inzwischen mit eben den Problemen, die seinen Konflikt mit Trakl ausmachten, beschäftigt hatte. Es ist festzuhalten, daß Dallago und Trakl einander schon ein Jahr v o r der Begegnung bei Ficker persönlich kennengelernt hatten (vgl. Dallago an Ficker, 22.1.1913); doch scheint Trakl für Dallago erst im Laufe des Jahres 1913 ein Problem geworden zu sein.

II. Zur Textgestalt des Limbach-Gesprächs.

A. Allgemeines.

Das Originalmanuskript des Erinnerungsbuches, aus dem die »Begegnung mit Georg Trakl« stammt, ist derzeit verschollen. Doch besitzen wir — im Gegensatz zur Annahme der Kritiker[27] — in beträchtlicher Zahl Hinweise auf seine Beschaffenheit. In Fickers Vorwort und bei Daniel Sailer[28] ist vom »Tagebuch« Hans Limbachs die Rede, Haerle spricht zweimal[29] von den »russischen Erinnerungen« und er macht auch deutlich, daß darin dem »Brenner-Kreis« ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Dies läßt nicht an täglich sich fortsetzende Notizen denken, sondern an einen durchgeschriebenen Text, in Kapitel untergliedert. Sailers Schilderung der von ihm gehörten Passagen bestätigt ebenso wie die drei Esterle-Passagen, daß es sich nicht um Einzelaufzeichnungen, sondern um einen erzählerisch strukturierten Text handelt.
Außer diesem verschollenen gibt es von Limbach auch zwei veröffentlichte Erinnerungsbücher:
1) »Ukrainische Schreckenstage. Erinnerungen eines Schweizers.«
2) »Aus meiner Kindheit. Erinnerungen und Bekenntnisse.«[30]
Die »Ukrainischen Schreckenstage« dürften ziemlich bald nach Limbachs Rückkehr aus Rußland begonnen worden sein. Am 8.6.1919 hat Ficker sie schon gedruckt erhalten. Ein halbes Jahr darauf gab Limbach »bei der grauenhaften finanziellen Situation meines Lebens, doch ohne eine Minute zu zögern« seine Kindheitserinnerungen »auf eigene Kosten, um eine große Summe« in Druck.[31] Den Entwurf dazu hatte er »im Herbst des Jahres 1913, während [seines] ersten Aufenthaltes in Rußland«[32] verfaßt. Das heißt, Limbach hatte bis unmittelbar vor seinem Besuch in Südtirol und Innsbruck über sein Leben gearbeitet. Die »Ukrainischen Schreckenstage« stellen sozusagen die letzte bekannte Etappe dieser offenbar großangelegten autobiographischen Tätigkeit dar. Dazwischen liegen — entweder nur dem Gegenstand oder aber auch der Entstehung nach — die von Haerle so genannten »russischen Erinnerungen« mit dem Kapitel über den »Brenner-Kreis«.
Die beiden gedruckten Erinnerungsbücher haben mit dem verschollenen offenbar gemeinsam, daß sie erzählerisch strukturiert und in Kapitel untergeteilt sind. Neben der offenen Frage der Datierung der Niederschrift gibt diese Tatsache, nämlich daß es sich bei der »Begegnung mit Georg Trakl« um einen s t i l i s i e r t e n Text handelt, den Kritikern den hauptsächlichen Anlaß, an seiner Authentizität zu zweifeln. Doch dringt dieser Zweifel nicht bis zur Frage vor, wie es tatsächlich um die erzählerischen und dramatischen Qualitäten Limbachs bestellt war. Daher ist den Kritikern auch entgangen, daß Limbach in hohem Ausmaß dazu imstande war, eine gegebene Situation in Kürze aber prägnant zu umreißen, die äußere Erscheinung einer Person samt Gestik und Sprachausdruck mit sicherem Instinkt für personimmanente und zwischenpersönliche Spannungen hinzustellen. Dies läßt sich aus den gedruckten Erinnerungsbüchern vielfach ablesen. In den »Ukrainischen Schreckenstagen« (S. 77) gibt er eine markante Beschreibung seines eigenen Äußeren, aufgrund dessen man ihn mit einem russischen Anarchistenposten verwechselte. Ein erhaltenes Foto läßt erkennen, wie glaubwürdig er selbst in diesem Fall 'gearbeitet' hat. Im Gespräch selbst sind Dallago und Esterle in ihrer Erscheinung und ihrem Verhalten auf eine Weise charakterisiert, daß Zeitgenossen sie durchaus wiedererkennen konnten.[33] Daniel Sailer findet 1925 die Beschreibung der Person Ludwig von Fickers »sehr treffend«.[34]
Zu diesem epischen Vermögen gesellte sich ein dramatisches: die Fähigkeit, eine gegebene Konstellation von Charakteren durch kurze, explosive Dialogpartien in Szene zu setzen. Dabei werden z.B. in den »Ukrainischen Schreckenstagen« die revolutionären Typen eben an ihren stereotypen Redensarten erkennbar, die Opfer der Gewalttaten an ihren ständi-

gen Beschwichtigungsversuchen oder an ihrem Schweigen.

Die drei Qualitäten: Geschehensumriß, Charakterisierung einer Person durch knappe Zeichnung äußerer Persönlichkeitsmerkmale und charakteristisch pointierte Rede geben zusammen die Oberflächenstruktur des Limbach-Gesprächs ab, aus ihnen ist die Stilisierungstendenz dieses Textes abzulesen, in der Limbach begreiflicherweise ebenso präsent ist wie die von ihm Dargestellten.

Die Kritiker geben nun allzu leicht der Versuchung nach, zu glauben, Stilisierung bedeute — bewußt oder — noch ärger — unbewußt — immer Entstellung. Dabei wird eine bei der Einschätzung zeitgenössischer Rezeption häufig zu beobachtende Tendenz wirksam, daß nämlich Figuren im Windschatten der 'Großen' an Eigen-Kontur verlieren und sehr bald als nur halbzuverlässige Informanten, für jeden Irrtum anfällige Statisten angesehen werden. Wer sagt aber, daß nicht in einem stilisierten Rezeptionszeugnis ebensoviel, wenn nicht zuweilen mehr Authentizität liegen kann, als in einem sogenannten 'objektiven'. Ja, es ist zu fragen, was denn eigentlich mit »objektiv« gemeint ist, wenn S. Klettenhammer am Limbach-Gespräch feststellt: »die Äußerungen des Dichters werden nicht objektiv wiedergegeben«. Wie hätte denn in der damaligen Situation diese 'Objektivität' aussehen können? Selbst Tonbandaufzeichnungen fallen heute als zuverlässige Vermittler von Aussagen (etwa vor Gericht) aus. Das Interview als Aussagen-Transporteur hat es damals noch nicht gegeben; es mußte sich zuerst die akustische Masseninformation etablieren. 'Statt dessen' gab es damals in reicher Fülle Tagebuchliteratur und eben jene Art von Erinnerungsliteratur, wie wir sie im Falle Trakls im Limbach-Gespräch oder — im selben Band — in der Erinnerung Ludwig von Fickers an seinen Abschied von Trakl vor uns haben. Für den Autor solcher Erinnerungen — sollten sie auch, wie Fickers Reminiszenz, erst Jahre später niedergelegt, also stilisiert worden sein — und für die künftigen Leser kann die Stilisierung förmlich zum Prüfstein und eben i n f o l g e des subjektiven Einschlags zur kontrollierbaren Größe werden, an der sich die Wahrhaftigkeit der Mitteilung bemißt. Daß Limbach wußte, wovon er schrieb und wie er zu schreiben hatte, wenn er vor der Selbstverpflichtung zur Wahrheit bestehen wollte, geht aus einigen Selbstbeurteilungen in seinen autobiographischen Schriften deutlich hervor.

Die »Ukrainischen Schreckenstage« beurteilt er als »leichte Waare: denn es ist ja kaum (nach Innen gemessen) ein Drittel dessen, was ich damals erlebt habe, u. zwar ein bewußter Ausschnitt der äußeren, einem oberflächlicheren Publikum dargebotenen Schaale«[35]. — Die Drucklegung der Kindheitserinnerungen läßt ihn ahnen, »wie es erst dem Manne zu Mut sein muß, der im Auftrag G o t t e s handelt!«[36] Hier wird die Kierkegaardsche existentielle Entscheidungsforderung »vor Gott« ebenso deutlich wie in einer früheren brieflichen Bemerkung: »Oder sollte es mir noch einmal gelingen, mein Leben zu schreiben — nicht mehr für ein Publikum, auch nicht für meine Freunde, sondern allein v o r G o t t e s A u g e n so wirds wohl was Rechtes werden. Und ich weiß, daß ich noch einmal solcher Production fähig sein werde.«[37] Es lag also für Limbach — um von einer wichtigen Intention seiner autobiographischen Tätigkeit, allerdings erst 1919/20 bezeugt, zu sprechen — eine letzte, religiös begriffene Verantwortlichkeit darin, w i e er sein Leben beschrieb, es gab für ihn — gemäß Kierkegaard — Grade der Äußerlichkeit bzw. Innerlichkeit. Dies bedeutet jedoch nicht, daß er diese seine religiöse Betroffenheit flugs auch schon in die dargestellten Sachverhalte — als inhaltliche Prämisse — einfließen ließ. Keine einzige Passage seiner bekannten Erinnerungstexte läßt eine solche Feststellung zu. Wohl dürfte da aufgrund einer persönlichen Irritation ein psychischer Mechanismus ausgelöst worden sein, der sich im Bedürfnis niederschlug, das eigene Leben so vollständig wie möglich zu reproduzieren, und Limbach verband seine diesbezügliche Tätigkeit, wie man sieht, mit den für ihn denkbar höchsten und reinsten Motiven. Doch ging das möglicherweise Monomane, Mechanische seines diesbezüglichen Bemühens nicht in Richtung

auf Demonstration eigener Überzeugungen, auch nicht in Richtung einer verdeckten Demonstration derselben, sondern in Richtung auf möglichst viel Wahrhaftigkeit, Genauigkeit, getreue Wiedergabe. Klare Auskunft gibt da die »Vorbemerkung« zu den »Ukrainischen Schreckenstagen«:

Ich treibe weder Politik, noch maße ich mir an, schon jetzt aus dem Chaos der Ereignisse historische Richtlinien zu gewinnen. Der Wert meiner Erinnerungen kann nur darin liegen, daß aus dem Rahmen unmittelbarster persönlicher Erlebnisse die großen Zeitereignisse beleuchtet werden. Objektive Gültigkeit haben sie dadurch, daß ich mich bestrebte, treu und ohne Verzerrung die subjektiven Eindrücke und Zustände wiederzugeben. [38]

Demgegenüber zeigt die »Vorbemerkung« zu den Kindheitserinnerungen deutlich einen Trend zur 'Verinnerlichung', der dadurch noch ausgeprägter erscheint, daß Limbach bei diesen Erinnerungen auf den Schutz persönlicher Interessen bedacht war:

Die innere Wahrheit steht über der äußeren Wirklichkeit, und oft muß diese ihr geopfert werden. Man gebe sich daher keine vergebliche Mühe, nach den Personen und Ereignissen zu forschen, die diesen Erinnerungen zu Grunde liegen. So sehr ich begreife, wie die Frage nach dem Verbleib der gestohlenen Uhr dem rechtschaffenen Leser auf der Zunge brennen muß — von mir soll er kein Sterbenswörtlein erfahren. Aber daß ich keinen Zug mit Bewußtsein gefälscht oder verwischt habe, dafür steh ich ein. [39]

Es darf gesagt werden: A l l e Erinnerungen Hans Limbachs stehen, was seine Selbsteinschätzung als deren Autor, also seine Autorintention betrifft, zu Beginn der zwanziger Jahre im Spannungsbereich zwischen einer paradox-gläubig anmutenden Bekenntnisbereitschaft und dem Willen zu getreuem, unverfälschtem Festhalten von Erlebnissen. Das erste ist die unausgesprochene Motivation, das letzte setzt sich konkret und faßbar in die Tatsachenwiedergabe und in die Stilisierung um. Im Vergleich zur einbekannten, letztlich religiösen Motivation ist der Inhalt der gedruckten Erinnerungen überraschend nüchtern. Die Kindheitserinnerungen zeigen z.B. deutlich, daß Limbach sich über die fatalen Folgen seiner Herkunft aus einem strenggläubigen Schweizer Pfarrhaus völlig klar war und daß er — Ende 1913, so wie Trakl 26 Jahre alt — über religiöse Fragen, auch über religiöse Zwänge —, mit Distanz zu sprechen vermochte: »Der ganze Ernst pietistisch-protestantischer Erziehung hatte mich, ohne mein Wissen, durchdrungen und konnte nur durch langsamen Werdeprozeß von meinem eigenen Wesen aufgezehrt und ihm assimiliert werden. [40] So schreibt kein Fanatiker. Daß er zur Konfirmationszeit »ganz allein als strenger, bibelgläubiger Christ dastand«, stellt er rückblickend als Kuriosum dar, er schreibt von der Kritiklosigkeit seiner damaligen religiösen Lektüre, der Gefährdung durch sein »ohnehin zur Phantastik geneigtes Gemüt«, aber auch vom »starken Grund realen Wesens«, der sich damals zwar »oft in komischer Weise bemerkbar« gemacht, ihn aber schließlich »vor aller phantastischen Mystik bewahrt« habe. [41] Von »fanatischen« protestantischen Geistlichen und deren Entscheidungszwängen schreibt er differenzierter, als es seine Kritiker über ihn selbst heute tun. [42] Von Bedeutung für seine eigene Disposition zur Beurteilung von Fragen der Ästhetik in Verbindung mit Religion ist, daß er am Ende der Kindheitserinnerungen (abgefaßt, wie gesagt, nur wenige Wochen vor der Begegnung mit Trakl) durchaus überlegen den Konflikt eines Pfarrers schildert, dem es nicht gelungen war, »den Schöngeist mit dem Pfarrer zu versöhnen«. [43] Wie wenig Limbach als Verfasser von Erinnerungen unter dem zwangshaften Diktat seiner protestantischen Christlichkeit stand, ist schlagend dadurch belegt, daß in den »Ukrainischen Schreckenstagen«, die seitenweise von den fürchterlichsten Greueln und von Zeiten unmittelbarster Lebensgefahr für sich und seine Freunde berichten, etwa von der unmittelbar bevorstehenden Möglichkeit, an die Wand gestellt zu werden, k e i n e e i n z i g e christliche Anspielung vorkommt, daß er hingegen alles darauf angelegt hat, eine möglichst 'griffige', im äußerlich Tatsächlichen und im Psychologischen glaubwürdige Darstellung zu geben. Das Buch ist seiner Dienstgeberin Viktoria Sotschewanoff zugeeignet, mit der zusammen er die schweren Zeiten durch- und überlebt hat. Limbach mußte damit rechnen, daß die Widmungsempfängerin die Richtigkeit oder Falschheit seiner Ausführungen sehr genau prüfen würde. Eben diese ukrainischen Erinnerungen stehen aber in ihrer Stilisierung der »Begegnung

mit Georg Trakl« durchaus nahe, näher als die Kindheitserinnerungen.
In seiner Kritik beruft Sauermann sich zentral auf Daniel Sailers Bemerkung: »Wenn man bedenkt, daß diese Aufzeichnungen so lange Zeit nach jenen Begegnungen gemacht wurden, staunt man über die Schärfe, mit der die auftretenden Personen [gezeichnet sind].«[44] Über den Stellenwert dieser Äußerung bei der Datierung der Niederschrift wird später noch zu reden sein. Aus dem doppelten Informationsangebot, das sie bietet, hat sich Sauermann nur jenes Elements bedient, das dazu beitragen konnte, die Authentizität des Textes grundsätzlich infrage zu stellen. Dabei liegt doch auch in der Schärfe der Personencharakterisierung, zumal wenn diese anhand von anderen Dokumenten als grundsätzlich stimmig angesehen werden kann, ein Argument für die Authentizität, das zumindest als solches erwähnt hätte werden müssen. Oder man hätte zeigen müssen, wo es in dem Gespräch an interner Stimmigkeit fehlt, wo unabweisbare Widersprüche sich auftun, die es z w i n g e n d v e r b i e t e n, diesen Text als authentische Quelle zu lesen. Nichts von dem ist geschehen. Statt dessen hat man sich über die Psyche des Verfassers hergemacht, was wohl erst dann gedanklich legitim ist, wenn es darum geht, interne Mißstimmigkeiten zu begründen.
Das Stakkato von klar hingesetzten, immer wieder zu Pointen drängenden Gesprächsstücken, von denen jedes für sich ein markantes Erinnerungszeichen bildet, und die zueinander in eben jenem lockeren und doch sinnvollen Zusammenhang stehen, der entsteht, wenn die festgehaltenen Teile eines mehrstündigen Gesprächs-Vorgangs auf nur wenige Seiten gerafft werden, kann als weiteres, die Oberflächenstruktur des Textes bildendes Element bezeichnet werden. Man kann es das 'Tagebuch-Element' nennen. Aus der Spannung, in der es zu den früher genannten, (tendenziell) fiktiven Elementen steht, leitet sich die Vermutung ab, daß das Kapitel über den »Brenner«-Kreis insgesamt in mindestens zwei Stufen entstanden ist. Die erste wäre die Stufe des Tagebuches, auf der sehr kurz nach dem Ereignis wichtige Gesprächsteile vielleicht noch ohne strikten Zusammenhang notiert wurden, die zweite hätte in der erzählerischen und dramatischen Strukturierung bestanden, wobei manches von der ersten Stufe in direktem Zitat übernommen, anderes in neue, wenn auch sinngemäß zutreffende Formulierung gebracht wurde. Diese These wäre natürlich maßgeblich gestützt, wenn es Hinweise gäbe, daß Limbach abgesehen von den Erinnerungsbüchern, zuvor auch tägliche Aufzeichnungen gemacht hat. Tatsächlich gibt es drei solche Hinweise, die zwar nicht direkt auf eine Aufzeichnung des Innsbrucker Besuchs 'am nächsten Morgen' deuten, die aber (auch unter der Rücksicht, daß Limbach kurz vor diesem Besuch intensiv mit der Aufzeichnung seines Lebens beschäftigt war) eine derartige Tagebuchpraxis auch zur Zeit des Besuchs durchaus plausibel machen:
— »Noch immer am Leben!« stand häufig als erster Morgengedanke in meinem Tagebuch zu lesen.[45]
Daß dies nicht nur eine fiktive Äußerung war, geht aus einem Brief Limbachs an Ficker, 8.6.1919, hervor:
— Sollten einmal meine Tagebücher wieder in meine Hände gelangen — die sind wohl in ihrer Art ein unvergängliches Lebensdokument.
Nach Limbachs Tod schreibt sein Bruder, Immanuel Limbach, mehrfach von dessen »letztem Tagebuch«.[46]

B. Zum Inhalt des Gesprächs.

Unter der bisher erläuterten Annahme, daß die »Begegnung mit Georg Trakl« die Ereignisse am 13., 14. und 15. Jänner 1914 auf die geschilderte Art persönlich gefärbt wiedergibt, diese persönliche Färbung jedoch keineswegs Entstellung bedeuten muß, sondern im Gegenteil auch Steigerung der Zuverlässigkeit bedeuten kann, werden nun in einer Art Satz-für-Satz-Kommentar die Teile dieses Textes, also Phasen des Gesprächs mit Paral-

lelstellen konfrontiert, die unter den verschiedensten Rücksichten auf diese Phasen anspielen. Zugegebenermaßen ist damit immer wieder nur auf die M ö g l i c h k e i t eines erläuternden Zusammenhangs hingewiesen, oft genug freilich auch auf die W a h r s c h e i n l i c h k e i t, ja S i c h e r h e i t. Die nachfolgende Dokumentation schwankt also zwischen Feststellungen, daß ein Zusammenhang bestehen k ö n n t e, k a n n oder m u ß. Unausgesetzt ist dabei der Blick jedoch auf die geringste auftauchende Tatsache eines k a n n n i c h t gerichtet, also auf irgendeinen Hinweis, der die Authentizität z w i n g e n d ausschließt. An sich wäre die Erbringung eines solchen Hinweises ja Sache der Kritiker gewesen. Ein grundsätzlicher Fehler in deren Denkansatz liegt darin, daß sie sich auf die Anführung von ein paar schwach abgestützten k ö n n t e n i c h t beschränkten und diese ohne weitere Begründung zu einem pauschalen d a r f n i c h t erweiterten, verbunden mit der scheinbar selbstverständlichen Forderung, wer das Gespräch weiterhin für authentisch ansehe, müsse dafür auch den zwingenden positiven Beweis erbringen. Wissenschaftstheoretisch verhält es sich jedoch gerade umgekehrt: Durch die unwidersprochene Aufnahme in das Erinnerungsbuch 1926 wurde dem Gespräch von Augenzeugen die Authentizität eines Dokuments beglaubigt. Aufgabe der Kritik wäre es, diese — allerdings nicht wissenschaftlich ausformulierte — 'These' mit zwingenden Beweisen zu falsifizieren. Wo nach der einen wie der andern Seite zwingende Beweismittel fehlen, ist man auf den kontrollierten Umgang mit Unsicherheiten angewiesen, die sich zu mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit verdichten. Herrscht eine offene Argumentationslage, so erweist sich auch hier, wie in der Rechtssprechung, die Validität des Spruches: Im Zweifel für den Angeklagten. Diese Erörterungen richten sich gegen eine Argumentationsweise in der Literaturwissenschaft, die sich darauf beschränkt, an versuchten Rekonstruktionen anderer das möglicherweise Falsche hervorzuheben, die also den Einsatz der Phantasie im Zuge des kombinatorischen Durchspielens von Möglichkeiten der Quellenverbindung immer schon von vornherein für Phantastik hält, ohne einzusehen, daß ohne ein solches Risiko, zumal wenn es kontrolliert erfolgt, gar keine Thesenbildung möglich ist, und daß bei fortschreitender Praxis eines solchen Rationalismus der Gegenstand vom lebendigen Gegenüber zum dürren Phantom verkommt. Damit ist freilich nicht im geringsten der Schwarmgeisterei in der Wissenschaft das Wort gesprochen.
Und nun zur Kritik der Einzelstellen:

*

F. führte uns in sein Studienzimmer, erkundigte sich nach D's Familie, hatte auch schon von mir gehört und berichtete dann von Kraus und den Leuten des »Brenner«, wobei er mit besonderer Ehrfurcht bei Georg Trakl verweilte, der gegenwärtig sein Gast sei und gleich erscheinen werde. (S. 103 f.)
Seit vermutlich 30. November 1913 hielt sich Trakl wieder in Innsbruck auf. Die Beziehung Kraus' zum »Brenner«, insbesondere zu Trakl, hatte sich seit dem Sommer 1913 zunehmend enger gestaltet. Einen Monat vor Limbachs Besuch hatte Trakl Kraus den »Winterabend« gewidmet. Im Herbst 1913 hatte Trakl in Wien mehrere Kraus-Lesungen besucht.[47] Anläßlich der bevorstehenden Lesung am 14.1.1914 wurden aus dem Reingewinn des Abends auf Wunsch von Kraus 9 Kronen für Trakl abgezweigt.
Vgl. Endabrechnung des »Brenner« über die Vorlesung Karl Kraus am 14.1.1914, unveröff., Brenner-Archiv.

*

Erst die Porträtzeichnung von Max von Esterle bewirkte in mir eine lebhaftere Teilnahme. Nun zeigte uns F. ein sonderbares Selbstporträt von Trakl, wie er, aus dem Traume aufspringend, sich nachts einmal im Spiegel gesehen habe: eine bleiche Maske mit drei Löchern: Augen und Mund. (S. 104)

Esterles Porträtzeichnung in B III, H.2 (15.10.1912), S. 89, im Heft davor (1.10.1912) Trakls Gedicht »Psalm«.
Zur Datierung des Selbstporträts vgl. »Erinnerung«, 3. Aufl., S. 120: Fußnote des Herausgebers, Hans Szklenar, basierend auf einer Mitteilung Ludwig von Fickers an den Verf. im Jahre 1965. Mit dieser Mitteilung korrigierte Ficker den von ihm für die 2. Aufl. der »Erinnerung« vorgenommenen Datierungsversuch, der die Entstehung des Selbstporträts irrtümlich nach Trakls Rückkehr aus Berlin angesetzt hatte. Demnach wäre es erst nach Limbachs Besuch entstanden. — Die Fußnote läßt erkennen, daß das Bild zum Zeitpunkt von Limbachs Besuch erst einen guten Monat alt war, also als echte Novität angesehen werden mußte.
Karl Röck, Tagebuchaufzeichnung:[48]

23. oder 26.X. 1913 Trakl träumte also drei Nächte hintereinander, daß er sich umbringe...

Nicht daß Ficker unbedingt von eben diesen drei Träumen erzählte; doch hat Limbach hier sicher nichts hinzuerfunden, wenn er von der Veranlassung des Selbstporträts berichtet.

*

Er zog sich vor D.s Fragen nicht mehr so mimosenhaft zurück, begann mit einer leisen, wie ferner Donner grollenden Stimme immer häufiger jene sybillinischen, orakelhaften Worte und Sprüche hinzuwerfen, die mir in ihrer frappanten Bildlichkeit mit einem Mal den Schlüssel zu seinem Dichten in die Hand gaben: er schrieb in einem gewissen Sinn genau so, wie er redete. (S. 105)
Karl Borromäus Heinrich: »Briefe aus der Abgeschiedenheit. II: Die Erscheinung Georg Trakls.« B III, H.11 (1.3.1913), S. 508-516, hier S. 511f:

Seine monologische Art zu sprechen entsprach durchaus der seltsamen mönchischen Einsamkeit, der innerlich streng und durchgreifend vollzogenen Abgrenzung, die er, wo immer er sich befindet und selbst in Gesellschaft zahlreicher Menschen, stets mit sich trägt. Darum klang auch seine Stimme nicht zum Nachbarn gewendet, sondern wie von weither; in ihrem Ton lag Grollen. Seine Augen sahen nie auf die Umgebenden, sondern, selbst bei direkter Ansprache, stets irgendwohin in die Ferne. Manchmal erhob sich seine Rede wie eine Beschwörung gegen heranziehendes schweres Schicksal.

[Josef Anton Steurer:] »Vorlesung von Robert Michel und Georg Trakl«, die Besprechung im »Allgemeinen Tiroler Anzeiger«[49]:

Der Dichter las leider etwas zu schwach, wie von Verborgenheiten heraus, aus Vergangenheiten oder Zukünften, und erst später konnte man in dem monotonen Insichsprechen dieses schon äußerlich ganz eigenartigen Menschen Worte und Sätze, dann Bilder und Rhythmen erkennen, die das Gefüge seiner Dichtung bilden.

Beide Stellen haben mit der im Limbach-Gespräch die Hervorhebung der verinnerlichten, aus Distanzen folgenden Sprechweise und der Bildhaftigkeit in Trakls Rede gemeinsam, sei diese nun dichterisch oder persönlich. Nur ein Monat liegt zwischen der Besprechung Steurers und Limbachs Begegnung mit Trakl.

*

»Ich bin ja erst halb geboren!« sagte er einmal und behauptete, bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr überhaupt nichts von seiner Umwelt bemerkt zu haben, außer d e m W a s s e r. (S. 105)
Wie kam Limbach zu dieser Information? Er konnte zu seinen Lebzeiten auf keine gedruckte oder sonstwie schriftliche Mitteilung zurückgegriffen haben, er muß sie von jemandem gehört haben, entweder von Trakl selbst oder von einem seiner Bekannten. Eine plausible Erklärungsmöglichkeit gibt es, die zeigt, daß Limbach davon schon bei seinem Besuch in Innsbruck Kenntnis erhalten haben konnte, was in diesem Fall eher eine sehr schnelle Niederschrift wahrscheinlich macht: Beide Teile der Äußerung sind durch das Tagebuch von Karl Röck belegt:

14.XII.1912 [bei Dollinger] Trakl zu früh geboren: in bezug auf den Schlaf aller Nächte: zu früh erwacht. [Ende 1912] Abend mit Minnich im Delevo (Trakl erzählt, wie er sich vor rasende Pferde geworfen; wie ihn Wasser magisch anzog; wie man ihn mit 2 Jahren noch für blöd gehalten; wie ihn seine Mutter im Morphiumtraum... [Textlücke bei Röck]).

Nur einen Monat vor diesen von Röck wiedergegebenen Äußerungen hatte Trakl Kraus für seinen Siebenmonatkinder-Aphorismus gedankt, den Limbach gleichfalls im Gespräch erwähnt. Gleichzeitig mit Kraus und Röck und Trakl saß Limbach am Abend des 15.1.1914 am Tisch. Von jedem von ihnen — gewiß auch von Ficker — konnte er von diesen Kindheitserlebnissen erfahren haben.

*

»Kennen Sie eigentlich Walt Whitman?« fragte er ihn plötzlich. Trakl bejahte es, fügte aber bei, daß er ihn für verderblich halte. (S. 105)

Carl Dallago: »Der Große Unwissende. Eine Lebensführung.« Kap.10: »Wege des Vergehens«[50]:

Der Mensch aber erfährt an sich: Wer sich das Leben erschlossen hat, der hat sich auch das Sterben noch als Leben erschlossen. Wenn die Menge andere Erfahrungen hat, was gilt hier wiederum die Menge? Sie ersetzt nicht das Zeugnis eines einzigen Menschen. Und ein solcher Mensch, Walt Whitman, schaute in den Tagen seiner Lebensvollendung:

»Auf weiter gesegneter Lichtflut und köstlichster Luft, mit Wiesen, kräuselnden Wellen, Bäumen, Blumen und Gras,
Und dem leisen Raunen des lebensvollen Windhauches — und inmitten Gottes herrlicher ewiger Rechten,
Du, heiliger Herrscher des Himmels — du Bote, hinüberführender, Wegweiser aller,
Reicher, blühender Löser des verstrickten Knotens, der Leben heißt,
Süßer, friedevoller, willkommener Tod.«

Dies ist — nur anderthalb Monate vor der Begegnung mit Trakl — das letzte von zahlreichen veröffentlichten Beispielen dafür, daß Whitman für Dallago d e r Dichter schlechthin war, so wie für ihn Segantini und Millet die Maler schlechthin waren. Auf die Wege des Vergehens, diese Apotheose des schönen Sterbens, die Whitman als den Dichter einer Lebensästhetik par excellence vorstellt, folgen im selben Heft unmittelbar Trakls Gedichte »Sonja« und »Afra«. Im Kontext des »Brenner« hatte sich also die Konfrontation Whitman-Trakl schon angebahnt und nichts war natürlicher, als daß Dallago sie sehr bald — vielleicht auch in provokativer Absicht — als Gesprächsbrücke zu benützen suchte.

*

Ob ihm denn z.B. sein Schaffen gar keine Befriedigung verleihe? »Doch« — gab Trakl zu —, »aber man muß gegen diese Befriedigung mißtrauisch sein«. (S. 106)

Tagebuchaufzeichnung von Karl Röck zum 27.6.1912[51]:

Abends mit Trakl in der Stehbierhalle . . . insbesondere über Goethe im Gegensatz zu Jesus, Mörike [. . .] Alles Gedichtemachen sei nichts; was brauche man Gedichte und Welt als Wille und Vorstellung, wenn man das Evangelium habe. Ein paar Worte des Evangeliums haben mehr Leben und Welt und Menschenkenntnis als alle diese Gedichte: »Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich.« Daneben seien Dichter so überflüssig, so dumm so [. . .] Alle Dichter seien eitel und Eitelkeit sei widerlich. Die Wahrhaftigkeit billigt er Goethe zu. Daß er diese t r o t z d e m habe, das sei seine Größe. Mitteilen könne man sich auch nicht mit Gedichten. Man kann sich überhaupt nicht mitteilen. Das sei alles Ausspruch [. . .].

Tagebuchaufzeichnung von Karl Röck[52]:

DO 27. [6.1912] Entscheidend eindrucksvoller Abend mit Georg T r a k l in der Stehbierhalle. Zuerst ich über Seifert, er über W[Lücke bei Röck]. Dann er pro Dostojewski, furchtbar gegen Goethe, ich entgegengesetzt.[. . .] (Aller Ehrgeiz, alle Dichterwerke Unzucht, ein Wort Christi — Selig sind die Armen im Geiste — mehr als aller Goethe usw.)

Behält man im Auge, daß auch noch im Sommer 1914 im »Aphorismus 2« das Mißtrauen gegen das ästhetische Schaffen artikuliert ist, so rechtfertigt sich das frühe Datum dieses Belegs und man kann annehmen, daß dieses Mißtrauen das ganze lyrische Schaffen Trakls auch in der Zwischenzeit begleitet hat. Die von Limbach mitgeteilte Äußerung, von der zu

fragen ist, wo sonst er sie damals hätte herhaben können, erweist sich also als Glied in einer Kette einschlägiger Äußerungen.

*

Ja, warum gehen Sie dann nicht einfach in ein Kloster? (S. 106)
Beiden, Dallago und Trakl wird, jedem auf seine Art, in ihrem Auftreten ein mönchischer Zug nachgesagt. Trakls Selbstporträt, heute fast quadratisch zugeschnitten, hatte früher, bevor Ficker es Hildegard Jone schenkte, aufrecht rechteckiges Format. Die untere Bildhälfte war von der braunen Farbe einer Mönchskutte bedeckt. Eine Marginalzeichnung Trakls, deren Entstehung gleichfalls Ende 1913 anzusehen ist, zeigt ein Haupt mit einer Mönchstonsur. Aus beiden Indizien — Dallago hatte ja das Bild unmittelbar zuvor gesehen — läßt sich begreifen, daß diese Frage nicht ganz rein rhetorisch gemeint gewesen sein dürfte.

*

»So sollten Sie doch wenigstens nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande leben, wo Sie dem wüsten Treiben der Menschen ferner und der Natur näher gerückt sind!« (S. 106)
»Ich habe kein Recht, mich der Hölle zu entziehen«, gab Trakl zurück.
Hier spielt Dallago unverkennbar auf seine eigene, in allen seinen Schriften permanent exemplifizierte Lebensführung an. Eben durch diese hatte er damals durch den »Brenner« einen beträchtlichen Bekanntheitsgrad erreicht. Wie die Passage über den Besuch in Esterles Atelier zeigt, hielt es ihn immer nur ganz kurze Zeit in der Stadt. Für den nächsten Tag stand eine Kraus-Lesung bevor. Dallagos größter Vorbehalt gegen Kraus bestand darin, daß dieser sein Ethos an Großstadtaffären verschwende. Sich selbst sah er in dieser Hinsicht als ethisches Gegenmodell.
Mit seiner Widmung des »Psalm« im September 1912 hatte Trakl schon zu verstehen gegeben, daß er als Lyriker der »Hölle« der Welt, von der Dallago sich schlicht abkehrte, auf seine Art ähnlich kompromißlos 'gerecht' zu werden suchte, wie Kraus als Satiriker. Diese Tendenz dürfte sich bei ihm eher verstärkt haben, auch wenn Stieg recht haben sollte mit der These, im Kraus-Aphorismus der »Rundfrage« spreche sich ein christlich motivierter Vorbehalt aus.[53] (F ü r diese These spricht, daß es gerade das am allermeisten mit christlichen Motiven angereicherte Gedicht Trakls ist, das Trakl nur einen Monat vor der Begegnung mit Dallago Kraus gewidmet hat, »der wie keiner der Welt ein Beispiel gibt«[54].)
Nicht viel mehr als vierzehn Tage vor dem Gespräch hatte Trakl auch jenes Gedicht fertiggestellt, das die Sicht auf die »Hölle« auf eine Weise vergegenwärtigt, die der von Kraus am nächsten kommt: »An die Verstummten«, mit einem Schluß, der sich diametral gegen Dallagos Lebensbeispiel stellt.
Eine briefliche Auseinandersetzung zwischen Ficker und Limbach im April 1914 erlaubt es, diesen Teil des Gesprächs mit dem jeweils verschiedenen Verhältnis der beiden Partner zu Kraus in Verbindung zu bringen. Limbach stand damals seinerseits Kraus mit großen Vorbehalten gegenüber. Er lehnte z.B. die oft exaltierte, fast religiöse Verehrung, wie sie aus der »Rundfrage« spricht, mit einer allerdings gleichfalls stark religiös aufgeladenen Rhetorik und Metaphorik ab. Seinen Vorbehalt hat er u.a. in einem Distichon zusammengefaßt, das gleichzeitig auch zeigt, wie sehr sich seine eigene Auffassung von der von ihm wiedergegebenen Trakls unterschied:

Hans Limbach an Ludwig von Ficker, 21.4.1914:
Jener erlöste die Welt: die Hölle des Kreuzes bezeugt es.
Dieser kreuzigt die Welt, ach u. erlöste sich nicht!
Ebenda weiter unten aus einem unveröffentlichten Aufsatz über Kraus zitierend:
»O welche tiefe Auffassung des Lebendigen, wenn Christus am Kreuze den Schreiern vergibt, weil sie nicht wis-

sen, was sie tun! Sie wissen nicht, daß sie Christi Werk mitvollenden müssen. K a r l K r a u s h ä t t e s i e g e k r e u z i g t.«
Das sind einige Stellen, die Ihnen zeigen mögen, daß ich w e i ß, warum ich gegen Kraus nicht r e i n e r Verehrung fähig bin.

*

»Christus ist Gottes Sohn!« antwortete jener.
D. wußte sich kaum zu fassen.
»So glauben Sie also auch, daß alles Heil von ihm komme? Sie verstehen das Wort 'Gottes Sohn' im eigentlichen Sinne?« (S. 106)

Carl Dallago: »Über eine Schrift 'Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'«[55]:

wenn Christus auch nicht Gott ist, sondern ein Fleischgeborener, der Gott wurde durch sein Aufgehen in Gott: dadurch, daß ihm Gott — das Verhangene, das Seiende — zum Vater wurde.

Wenn sich nun Christus — von uns aus in die Zeit gesehen — auch als die wahrnehmbar höchste Menschenbeschaffenheit, als der wahrnehmbar e r s c h l o s s e n s t e Mensch zeigt, so wäre doch zu bedenken, daß unser Sehen nicht weit reicht und völlig unzulänglich wird, wo das Anfanglose hereinsieht. Aber auch aus noch wahrnehmbaren Zeiten, nur von entlegenen Örtlichkeiten her, verweisen Aussprüche erleuchteter Menschen [. . .] auf die »reinen M e n s c h e n d e r V o r z e i t«. Der Vorstellung nach, die diese Aussprüche erwecken, müssen diese Menschen einer nicht mehr wahrnehmbaren Vergangenheit e r s c h l o s s e n s t e gleich Christo gewesen sein. Es bestärkt die Annahme, daß das Christliche Christi das rein Menschliche von jeher ist, das immer wieder im völlig erschlossenen Einzelnen zum Durchbruch kommt.[56]

Wie [Kierkegaard] mir aus Haeckers Darstellung entgegentritt, trägt er die Züge des großen Schaffenden, die ein spezifisch Christliches nur darin zeigen, daß er Christus für Gott nimmt. Aber da ihm Gott nichts als Geist und Innerlichkeit ist, und Christus Geist und Innerlichkeit auch für den bedeutet, dem er nicht Gott ist, so hat die Wesenheit Christi dadurch keine Erhöhung erfahren.[57]

Schon am 8. Dezember 1913 hatte Dallago die Absicht geäußert, den Kierkegaardschen »Christen« für seinen »Menschen« einzuspannen. Sein ganzes Denken war vor, während und nach der Begegnung mit Trakl auf dieses Ziel hin konzentriert. Das heißt: er war eben zu dem Zeitpunkt des Gesprächs wie nie zuvor für eben diese Frage an Trakl disponiert.

Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 12.2.1914:

[. . .] Die Arbeit Trackls im Doppelheft, auch dichterisch gewertet, ist wirklich sehr bedeutend, gehört zu seinem Schönsten. Menschlich ist in diesem »Christlichen«, wenn man so sagen darf, aber anderes als in dem Haeckers.

*

»Ich bin Christ« — antwortete Trakl. (S. 106)

Tagebuchaufzeichnung von Karl Röck, 27.6.1912[58]:

Er [Trakl] immer mehr Bekenner, an Marmeladow einerseits, an Weinberger andrerseits mich aufwühlend stark erinnernd, mich wie dieser aber wüst-elementar, slavisch-christlich wie christlich pervertierte heilige blonde Bestie übermenschlich anmutend, wie er sich, ein überaus weicher, aber drachen-, lindwurmhafter Gemüts-Gewaltmensch gleichsam in metaphysischer vierter Dimension ergeht.

Es sei nicht zulässig, das von Limbach aufgezeichnete Gespräch »als letzten authentischen Beweis für Trakls christlich-religiöse Gesinnung anzuführen«, schreibt Sieglinde Klettenhammer.[59] Es ist nicht ganz klar, ob dieses »letzten« den letzten Beweis in einer Reihe von Beweisen meint oder den zuletzt gültigen, also im Grunde einzigen Beweis. Im zweiten, wahrscheinlicheren Fall würde dies besagen: mit der Nicht-Authentizität von Trakls Äußerung im Limbach-Gespräch wäre die einzige zuverlässige Quelle, die von der Biographie her ein christliches Selbstverständnis des Dichters bezeugt, zum Versiegen gebracht, und man müßte künftig darauf verzichten, in Trakl jemanden zu sehen, dessen Leben und Werk in engem Zusammenhang mit dem Christlichen steht. — Tatsächlich galt bisher das Limbach-Gespräch als das eindeutigste Dokument für Trakls Christlichkeit, obwohl Zeitgenossen — nicht zuletzt Dallago, aber auch Ficker[60] — schon zu Lebzeiten oder bald nach dem Tode Trakls ihn als Christen bezeichneten.

Die vorstehende Äußerung von Karl Röck, so schwülstig sie sich im aufgestauten Ineinander von Lesefrüchten und Begegnungsresten ausnimmt, verbirgt in sich eine der anschaulichsten Vergegenwärtigungen von Trakls Erscheinung, wahrgenommen von einem Zeitgenossen, in einer Situation des ersten genauer-Kennenlernens. Die Stelle ist wie ein Kalkül aus wechselseitig bezogenen Verschlüsselungen zu lesen:

Marmeladow ist in Dostojewskis »Schuld und Sühne« der Vater Sonjas, ein zum Trunkenbold verkommener Beamter, der soeben nicht nur das letzte für die Familie ordentlich verdiente Geld in Schnaps umgesetzt hat, sondern auch noch das von der Tochter durch Prostitution hereingebrachte. Daß Röck ihn heranzieht und dabei Trakl meint, hat zunächst wohl mit der Parallelität der Wirtshausszenen, vielleicht auch mit einigen gemeinsamen Zügen im Äußeren zu tun. Mag sein, daß der alkoholisierte Trakl für Röck damals so ausschaute wie Marmeladow, von dem es heißt:

Es war dies ein Mensch von über fünfzig Jahren, von mittlerem Wuchs, vierschrötig, mit graumeliertem Haar und einer großen Glatze, mit einem aufgedunsenen, vom vielen Trinken gelben, fast grünen Gesicht und angeschwollenen Augenlidern, hinter welchen zwei ganz winzige, aber lebhafte, gerötete Augen hervorschauten. In dieser ganzen Gestalt lag etwas sehr Merkwürdiges; in seinem Blick malte sich etwas wie Ekstase, vielleicht schimmerte auch Verstand und Klugheit hindurch, gleichzeitig aber auch etwas wie Irrsinn. [61]

Zentral dürfte sich jedoch Röcks Vergleich auf Marmeladows ekstatische Rede auf Gottes Barmherzigkeit am Schluß der Wirtshausszene bezogen haben. Sie steht unter drei biblischen Leitgedanken: »wer viel geliebt hat, dem wird viel verziehen«, »kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid«, »selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich«. Unter dem dritten Motto stand ja auch Trakls 'rasende' Rede in der Stehbierhalle. Marmeladow:

Und wenn er mit denen fertig ist, dann sieht er auch auf uns nieder: »Kommet auch ihr«, wird er sagen, »kommet auch ihr, die ihr getrunken habt, kommet auch ihr, die ihr schwach waret, kommet auch ihr, die ihr beleidigt wurdet!« Und wir werden alle kommen und uns nicht schämen, und er wird sagen: »Schweine seid ihr, Tiere, Bestien! Aber kommet auch ihr zu mir!« Und es werden auf uns schauen die Klugen, und es werden auf uns schauen die Vernünftigen: »Herr, warum läßt du auch d i e eingehen ins Himmelreich?« Und er wird sagen: »Deshalb laß ich sie eintreten, ihr Klugen, deshalb laß ich sie eingehen, ihr Vernünftigen, weil kein einziger von ihnen sich dieses Glückes für wert gehalten hat« [. . .]

Die Elemente der Röckschen Charakterisierung sind paarweise einander entgegengesetzt. Dieses »wüst-elementare, slavisch-christliche« Element ist durch das Element »Weinberger« kontrastiert. Guido Weinberger war ein Leben lang Röcks bester Freund, seit jungen Jahren der Gegenstand seiner Liebe und Verehrung, sozusagen sein besseres Ich. Nach ihm gibt er sich selbst als Lyriker das Pseudonym Guido Höld (»Höld« vermutlich in Anspielung auf Hölderlin). Rückblickend erläuterte er den Sinn seines Pseudonyms folgendermaßen:

Nicht um als Dichter, mit Versen, nur »unter einem Pseudonym« hervorzutreten, bildete ich mir diesen Namen; durchaus nicht; sondern eben um mich zu Guido zu bekennen und zu sagen, daß der Eintritt dieses Freundes in mein Leben für mich das bedeutete, was einem wilden Obstbaum die Verpflanzung, die Einsetzung eines Edelobstreises in seinen Stamm. Er, in seiner so überpersönlichen und also übermenschlichen Wesenheit, die mich nun auch innerlich zum Menschen, nicht mehr Vierfüßler, und also zum Christen — zu dem, der am Kreuze seine Arme nach aller Menschheit ausspannt, aufgerichtet hatte . . . diese übermenschliche Wesenheit, vertauschbar im wahren, im geistlichen, im heiligen Du, in solcher Kommunion, da Jesus Christus — als der allgemeine, der eine und einzige, der allenthalben, in jedem, von jedem gekreuzigte Mensch in Dich einstieg, dieser mir — ohne seine »Ahnung« mir erschienene Gott, wie wohl jener Brunnen — auf seinen Namen taufte ich das, was je als echtes Dichtertum seltenerweise an mir, aus mir hervortreten würde; Engel starkes, Geniales Ihn, den hohen Himmel Verkündendes. Mein anderes, mein besseres Ich, das Fleisch geworden war in Ihm; der — mich »vernichtend« — mich neu erschaffen hatte. [62]

Marmeladow steht in dieser Paarung für die östliche, dunkle, dämonische Seite des Christlichen, Weinberger für die lichthaft westliche. An beides zugleich fühlte sich Röck beim Anblick des 'rasenden' betrunkenen Trakl »aufwühlend stark« erinnert.

Am 27.1.1914, also zeitlich unmittelbar dem Besuch Limbachs nahegerückt, notiert Röck: »abds geschrieben: West- und Osteuropa (Trakls).« [63] Was es damit genau auf sich hatte,

ist nicht zu ermitteln, doch fanden seine oben geschilderten Eindrücke offenbar auch noch anfangs 1914 ihre Fortsetzung.

Die nächste Paarung liegt in der Konfrontation und Kombination des Nietzscheschen Typus des Übermenschen, der »blonden Bestie«, mit dessen krassestem Gegensatz: dem Christen.[64] Der »drachen-, lindwurmhafte Gemüts-Gewaltmensch« geht auf Röcks mystische Spekulationen mit dem Namen »Georg Trakl« zurück, in dem der Übermensch zum heiligen Ritter Georg verklärt erscheint, gleichzeitig aber auch das Böse (Trakl-Dracula-Drache), wenn auch überwunden und gemildert präsent ist.[65]

Alle diese auf typische Weise antagonistischen Merkmale sind einem Trakl zugesprochen, der in den Augen des offenbar überraschten Röck »immer mehr Bekenner« ist, also einer, der sich bei der ersten wirklich vehementen Konfrontation als Christ zu erkennen gibt.

Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 1.7.1913:

Auch über »Christ« u. Christentum hätte ich mit Trakl zu reden u. ich möchte nicht glauben, daß er hier mit Heinrich einer Meinung ist, wie mir Neugebauer vor einigen Wochen schrieb.

Was Röck schon im Juli 1912 überrascht hatte, wurde im Frühsommer 1913 durch Hugo Neugebauer aus Innsbruck an Dallago berichtet, daß bei den jüngeren »Brenner«-Mitarbeitern, Heinrich und Trakl, Einhelligkeit bezüglich ihres einbekannten Christentums bestehe. Dallago kam schon mit der vorgefaßten Absicht nach Innsbruck, sich diesbezüglich im Falle von Trakl, den er erst flüchtig kannte, Klarheit zu verschaffen.

*

»Ja«, — fuhr jener fort, »wie erklären Sie sich denn solche unchristliche Erscheinungen wie Buddha oder die chinesischen Weisen?« (S. 106)

Carl Dallago: »Der Große Unwissende. Eine Lebensführung.« Kap. IX »Das große Vielleicht«[66]:

Aber hier ist zu sagen: daß es Weise gegeben hat, die ähnlich dachten — wahrhaft Weise, die n i c h t wußten, deren Worte jedoch heute noch leben, obschon sie selber fast zweieinhalb tausend Jahre tot sind.

Nun mag es derartige weise Menschen wiederholt gegeben haben. Das chinesische Volk allein hatte deren schon einige: so Tschuang-Tse und seinen Vorgänger Lao-Tse [. . .]

Dies sind — anderthalb Monate vor der Begegnung mit Trakl — die letzten einer großen Zahl von Hinweisen Dallagos auf die chinesischen Weisen, nach deren Schriften er seit 1911 sein ganzes Denken und Leben gestaltete. Auch für diese Frage an Trakl war also Dallago unmittelbar prädisponiert. Unmittelbar nach der Begegnung erfolgt die Zuspitzung seiner Erörterungen auf die Frage, ob Christus (wie nach Limbach Trakl behauptete) gegenüber den chinesischen Weisen eine Sonderstellung einnehme. Zuerst in einer kritischen Feststellung über Haeckers Broschüre[67]:

Auffällig ist mir nur, daß auch hier dem [aus Kierkegaard] Zitierten nach, wiederum der ganze Osten für die Betrachtung des Religiösen und Geistigen wie ausgeschaltet erscheint, daß nur das Alte und Neue Testament berührt wird.

Dann folgt die grundsätzliche Auseinandersetzung darüber, »ob der Geist nicht schon Großmacht war, bevor das Christentum war?«[68]:

Ist es doch so, daß die noch wahrnehmbaren größten Repräsentanten des Religiösen, des Geistigen oder der schöpferischen Produktion überhaupt, ihrerseits wieder auf Vorläufer verweisen und anspielen, die wir nicht mehr wahrnehmen können. Man bedenke beispielsweise, wie vorbildlich Tschuang-Tse, der bereits im vierten vorchristlichen Jahrhundert lebte, von den »reinen Menschen der Vorzeit« spricht.

Es könnte geschlossen werden, daß Limbach eben eine intime Kenntnis dieser Vorstellungen Dallagos besaß und daß er rückblickend auf die damalige Situation im »Brenner« einen literarisch-weltanschaulichen Konflikt einfach dialogisierte und dabei Trakl den Part Kierkegaards und Haeckers zuwies. Doch ist dann auch zu fragen und näher zu begründen: wozu? was für ein Interesse sollte er an einen solchen qui pro quo haben?

*

»Und die Griechen? Glauben Sie denn nicht auch, daß die Menschheit seitdem viel tiefer gesunken ist?«
»Nie war die Menschheit so tief gesunken, wie jetzt nach der Erscheinung Christi« — versetzte Trakl. »Sie k o n n t e gar nicht so tief sinken!« fügte er nach kurzer Pause hinzu. (S. 107)

Dallagos Frage spiegelt direkt seine weltanschauliche Grundthese, die er immer wieder in Abwandlung des Eingangs des Johannes-Prologs formulierte: »Im Anfang war die Vollendung.«[69] »Anfang« bedeutet darin ohne klare Trennung sowohl zeitlosen Ursprung als auch geschichtlich Frühes. Von der Entfernung vom »Anfang« bemaß sich für Dallago der Niedergang des Einzelmenschen, von Völkern oder der ganzen Menschheit, der »Verfall« ins »Weltliche«, die »Weltbildung«.

Solon war für ihn ein der Vollendung nahestehender, weiser Grieche,[70] Sokrates hingegen — wie für Nietzsche — der »erste große Verfallstyp« »in der Zeit des Niedergangs des alten Griechentums«, Platon der zweite. Für diese Sicht gibt es die eindeutigsten Belege vor allem in der Zeit zwischen 1.11.1913 und 15.5.1914.[71]

Georg Trakl an Ludwig von Ficker, Salzburg, 26.6.1913[72]:

Zu wenig Liebe, zu wenig Gerechtigkeit und Erbarmen, und immer zu wenig Liebe; allzuviel Härte, Hochmut und allerlei Verbrechertum — das bin ich. Ich bin gewiß; daß ich das Böse nur aus Schwäche und Feigheit unterlasse und damit meine Bosheit noch schände. Ich sehne den Tag herbei, an dem die Seele in diesem unseligen von Schwermut verpesteten Körper nicht mehr wird wohnen wollen und können, an dem sie diese Spottgestalt von Kot und Fäulnis verlassen wird, die ein nur allzugetreues Spiegelbild eines gottlosen, verfluchten Jahrhunderts ist.

Gott, nur einen kleinen Funken reiner Freude — und man wäre gerettet; Liebe — und man wäre erlöst.

Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 26.7.1913:

Trackls Schreiben ist erschütternder als seine Gedichte. Da ist er noch mehr Untergang — Untergang auch in seinem Christentum. Das berührt alles seine Künstlerschaft nicht; ja es unterstreicht gewissermaßen die Notwendigkeit seiner Künstlerschaft. [. . .] Aber diese künstlerische, farbenklingende Erscheinung Trackls zeugt mehr als alles für den Zusammenbruch des Christentums.

Schon ein halbes Jahr vor der Begegnung hatte also Dallago aus Gedichten und Briefen die Persönlichkeit Trakls als Verfallstyp im Sinne seiner Grundthese agnostiziert, und er sah in diesem Verfall einer Einzelpersönlichkeit das Signal für den Zusammenbruch des Christentums. Damit war bei ihm auch der Horizont für die obenstehende Frage gegeben. Immer deutlicher zeigt sich aus den umliegenden Quellen, daß es Dallago bei seiner Begegnung mit Trakl um eine Vergewisserung gegangen ist. In einem Gedankenspiel könnte man aufgrund aller bisherigen Indizien zu rekonstruieren versuchen, worauf — wenn nun das Limbach-Gespräch nicht bekannt geworden wäre — Dallago bei diesem Zusammentreffen wohl die Rede gebracht hätte, und man k ö n n t e sich da nicht sehr weit abseits von dem bewegen, was Limbach geschrieben hat. Erst n a c h der Begegnung 'konstatiert' Dallago, »daß es nicht das Menschentum Christi ist, das in Trackls Dichtung umgeht, daß es ein g e s c h ä d i g t e s Menschentum ist, mag es sich oft auch in wunderschönen Bildern dartun.« Dabei geht es ihm darum zu zeigen, daß es nicht »das Menschentum von jeher« ist, also kein Menschentum des Anfangs, in dem die Vollendung ist.[73]

Zwar hätte Dallago zu dieser Einsicht, in der er »die Verschiedenheit in der Grundauffassung« zwischen Trakl und sich selbst erkannte, annähernd auch durch seine sensible Lektüre von Trakls Gedichten im »Brenner« und durch seine parallel dazu verlaufende Auseinandersetzung mit Haecker-Kierkegaard kommen können. Zu seinem dezidierten Urteil brauchte es aber doch mehr, nämlich den unmittelbaren persönlichen Eindruck, sozusagen die 'Beglaubigung' der Verfallenheit durch Trakl selbst. Bei der Begegnung m u ß t e über Christentum (Christus) und mensch(heit)lichen Verfall gesprochen worden sein. Dieser Aspekt sollte fortan Dallagos Trakl-Bild dominant bestimmen und sich auch auf Trakls Schwester ausdehnen. Nur um zu zeigen, daß n u r eine persönliche Begegnung und Konfrontation diesen Grundzug der Rezeption über Jahrzehnte bewirken konnte,

werden hier noch Belege aus wesentlich späterer Zeit angeführt:

Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 10.1.1915:

Trackl ist eine t o t a l e V e r f a l l s e r s c h e i n u n g: als solche aber ein seltener Mensch u. Dichter; in seinem Schaffen durchaus Künstler. Als solcher dem Äußeren gegenüber — der Umgebung, Mitwelt — voll Selbstbeherrschung, was der Schwester total abgeht, wodurch der ganze Verfall zutagetritt u. geradezu abstoßend wirken muß.

Carl Dallago: »Augustinus, Pascal, Kierkegaard«[74]:

Neuestens und in nächster Nähe war es die Menschen- und Dichtererscheinung Georg Trakls, die mir, nicht unähnlich der Verlaines, das Christliche als ein Beherrschtsein vom Gefühl, Sünder zu sein, vor Augen rückte. Ja, meiner Wahrnehmung nach sah Trakl das Entscheidende für das Christliche darin, daß man sich einem verworfenen Geschlechte zugehörig fühle. Doch mit einer solchen Auffassung enthüllt man nicht das Wesen des Geistigen und Religiösen und damit nicht des wahren Christlichen, sondern verhüllt es eher, indem man dabei allzu leicht geneigt wird, das ganze Leben als verworfen, als verloren anzusehen, was wiederum zur Folge hat, daß man auch dem erkannten Bösen in sich die Zügel schießen läßt. Es liegt eine tiefe Inkonsequenz im Verhalten eines sogearteten Menschen, wenn er einerseits mit der betonten Erkenntnis, einem verworfenen Geschlecht anzugehören, in nahezu aggressiver Weise den Anspruch erhebt, auch das Christliche zu verkörpern, anderseits aus eben derselben Erkenntnis die Berechtigung schöpfen will, dem Bösen in sich freien Lauf zu lassen. Wenn sich das in solcher Form auch nicht von Trakl behaupten läßt, so ist, was mir in diesem Sinn zu denken gab, doch dem Besonderen seiner menschlichen Erscheinung zuzuschreiben.

Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Varena, 16.3.1926:

Nun noch zum Traklbuch[75]. Der Aufsatz Mahrholdts gewiß bedeutend, ich las ihn mit großem Interesse, das auch dem Verfasser gilt, über den ich mehr hören möchte; er hat eine ethische u. menschlich sympathische Einstellung, findig als Kritiker aber ist er mehr im Ästhetischen; auch vielleicht wohl Trakl ein wenig überschätzend mit der Einreihung. Hier möchte ich die Frage setzen, ohne sie zu beantworten: Rein menschlich gesehen: wer würde dem deutschen Volke mehr geben können, Claudius oder Trakl? — Das sagt gewiß nichts gegen das Geniale in Trakls Dichtung. Aber falsch scheint mir anzunehmen, daß T. je dem Irrsinn nahe war, etwa wie Hölderlin oder auch Nietzsche, dem Selbstmord immer: so sehe ich ihn; es spricht auch für s e i n C h r i s t e n t u m. Für das ganze Buch Dir Dank; trefflich in der Zusammenstellung, nur der 2. Teil von Heinrich (den ersten las ich nicht mehr) affektiert, auch unwahr, etwas jesuitisch, doch Du weißt ja, daß ich H. nicht mag u. daß seine Trakl Verehrung wohl erst Dir entlehnt wurde.

Hier hat man nun tatsächlich das Recht, auf einen fehlenden Beleg hinzuweisen: Dallago ficht bei dieser Überschau m i t k e i n e m W o r t die Richtigkeit des Limbach-Gesprächs an, das er bis dorthin nicht gekannt haben konnte. Er erwähnt es zwar auch nicht positiv, aber er lobt das Buch insgesamt und seine »Zusammenstellung«. Und wieder nimmt er ganz selbstverständlich und zentral zu Trakls »Christentum« als Verfallssymptom Stellung, von dem ja nunmehr durch das Limbach-Gespräch auch in der Öffentlichkeit das eindeutigste Zeugnis gegeben ist. Hätte er darin seinen oder Trakls Part auch nur zum Teil abweichend von seiner Erinnerung dargestellt gefunden, hätte gar das Gespräch insgesamt nicht den dargestellten Verlauf genommen, hätte es womöglich gar nicht stattgefunden: Dallago, der sich damals, 1926, im »Brenner« bereits in die Defensive gedrängt fühlen mußte, hätte mit einem Aufschrei reagiert.[76]

*

»Nietzsche war wahnsinnig!« — warf Trakl barsch hin, indem seine Augen unheimlich funkelten.

»Wie verstehen Sie das?«

»Ich verstehe das« — grollte jener — »daß Nietzsche dieselbe Krankheit hatte wie Maupassant!« [. . .]

Das dürfe man nicht sagen, wies ihn D. streng und mit der ganzen moralischen Autorität dessen, der die Wahrheit vertritt, zurück. — Das dürfe man nicht sagen! »Sie müssen wissen, daß der Wahnsinn seelische Ursachen hat!« (S. 107)

Unmittelbar nach dem Gespräch findet Dallago es in seiner Kierkegaardschrift nötig, zweimal die »seelischen Ursachen« von Nietzsches Wahnsinn zu betonen — ohne daß dies von Haeckers Argumentation gefordert gewesen wäre:

Carl Dallago: »Über eine Schrift 'Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'«[77]:

Ein Mensch, der in tiefer Insichgekehrtheit die Gesetzlichkeit seines Menschentums lebt, kann nicht wahnsinnig werden. (Man sieht: mir genügt der Begriff M e n s c h und nicht erst der Begriff Christ. Und fast möchte ich heute auch von Nietzsche denken, daß er seinen Geist wie einen Bogen überspannte und so die Gesetzlichkeit seines Menschentums verletzte.)

Inwiefern Dallago Nietzsche mit den chinesischen Weisen, aber auch mit Christus (in Dallagos Deutung) parallelisierte, zeigt die zweite Stelle:[78]

Das aber verweist wieder auf Menschen von früher, wohl auf den Menschen von jeher; es wäre: der ursprüngliche Mensch — d e r M e n s c h. Und da hätte Nietzsche wohl noch darauf kommen können, daß auch Christus ein solcher M e n s c h gewesen ist. Freilich, vom Christlichen her wird man diesem reinen Menschentum Christi nur ferne gerückt. Nietzsche aber, der fieberhaft Schweifende durch die Bezirke des Geistes, war zuletzt wohl schon zu gehetzt, um mit der nötigen Aufmerksamkeit vor seinen Funden verweilen zu können; sein Geist war wohl auch bereits im aufflammenden Erlöschen. So brachte er es nicht mehr zur Revision seines »wirklichen« Menschen.

*

»Es ist unerhört« — begann er — »wie Christus mit jedem einfachen Wort die tiefsten Fragen der Menschheit löst! Kann man die Frage der Gemeinschaft zwischen Mann und Weib restloser lösen als durch das Gebot: Sie sollen ein Fleisch sein?«

D. schien frappiert und bemerkte nach kurzem Schweigen: »Ja, das ist's. Vielleicht werd' ich auch noch eine Ehe in diesem Sinne zustande bringen.« (S. 107)

Carl Dallago: »Der Große Unwissende. Eine Lebensführung.« Kap. VII. »Sommerlust«[79]:

Ich will mich geschlechtsfrei machen, indem ich mein Geschlecht am anderen Geschlechte frei mache. Es scheint mir die natürlichste Lösung dieser ewigen Frage, die nie gestillt ist, die immer brennender wird, je mehr man ihr diese Lösung vorenthält.

In dieser — deutlich gegen Weiningers Askeseforderung gerichteten — Erklärung kulminiert Dallagos ausführliche Erörterung des Geschlechtsproblems, dreieinhalb Monate vor der Begegnung mit Trakl. In nuce und auf sehr optimistische Weise ist darin auch das Gebot, ein Fleisch zu sein, artikuliert, doch fehlt im ganzen Kapitel jeder Hinweis auf die Trakl in den Mund gelegte Stelle im Evangelium, Matth. 19, 3-6, wo Jesus 1 Mos. 2,24 zitiert, und die sowohl in der Lesung als auch im Evangelium des Brautmessenformulars vorkommt. Dallagos Äußerung erfolgt in einer Diktion, die er sich — von Nietzsche herkommend — selbständig ausgebildet hat. Wenige Wochen darauf, unmittelbar nach der Begegnung mit Trakl, hat sich nach der Lektüre von Haeckers Kierkegaard-Schrift seine Diktion eben in dieser Hinsicht grundlegend geändert:

Carl Dallago: »Über eine Schrift 'Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'«[80]:

Das bloße Zusammenfinden zur Lust jedoch ergibt noch keine Ehe. D i e E h e — dieses Seltenste in der Liebe — hält auch der zur Liebe Freigewordene für unlöslich. Was sollte wohl dort noch löslich sein, wo eine Willigkeit einen Willen so bindet, daß zwei in einem Fleische sind! Es besagt sicher auch: daß zwei in einem Geiste sind. Wo die Willigkeit des Leibes aber nur der Anfang und die gewinnendste Form ist, den eigenen Willen — auch wenn er geistverlassen ist — durchzusetzen, ersteht keine Ehe. Es läßt nie zwei Eins werden, und es entläßt schließlich auch jede Willigkeit, sodaß Mann und Weib sicher ferner denn je sind. So kann man mehrmals verheiratet und doch nicht zur Ehe gekommen sein. Und ist noch immer frei für die Liebe. [. . .]

dort müßte das Weib, a l s W i l l i g k e i t, auch imstande sein, diesem Geistigen zu folgen. Das übersah Wagner und schloß für den Zustand der Erlösung mit den Begierden auch das Weib aus. Das übersah auch Weininger, dem seine Weibesbetrachtung ja schon Lebenswille, im grunde Ablebenswille geworden war. Und das übersahen die Kirchenväter, die den Begriff Weib wohl übel deuten mußten, um sich vor ihm zu sichern. Christus aber übersah das nicht; er fand das Weib auch geistwillig und sonst nicht weiter erlösungsbedürftig.

[. . .]

Wo die Liebe wach und groß genug ist, sei es unter Freunden oder unter Gatten oder zwischen Eltern und Kindern, immer ist sie: selig in Furcht und Zittern um das Geliebte [. . .] Aber jene Klimax gibt endlich auch die Vollkommenheit des bräutlichen Wesens. Denn »selig zu sein in Furcht und Zittern« ist der Zustand der vollkommenen Braut in der Brautnacht, bevor der Bräutigam naht. Bei der ewigen Brautschaft der Menschenseele — ihrer

Herkunft aus dem Ewigen nach — wird daraus freilich ein Höchstes. Und es zeigt sich wieder, daß die Geschlechtlichkeit in die höchsten Phasen des Geistes hineinreicht[. . .].

Mit diesen Äußerungen erfolgt eine endgültige Absage an Wagner und Weininger. Es ist Dallagos Apotheose eines menschlichen Verklärungszustands, in dem sich das Geschlechtliche nicht in seiner Verneinung, sondern in seiner Erfüllung 'aufhebt'. Laut Limbach waren Trakl und Dallago sich in dieser Hinsicht einig, vorbehaltlich des tiefen Unterschieds zwischen der optimistischen Deutungsvariante Dallagos und der pessimistischen Trakls.

Georg Trakl: »Abendländisches Lied«[81]:

[. . .] O, die bittere Stunde des Untergangs,
Da wir ein steinernes Antlitz in schwarzen Wassern beschaun.
Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden:
E i n Geschlecht. Weihrauch strömt von rosigen Kissen
Und der süße Gesang der Auferstandenen.

Am Ende dieses »Brenner«-Heftes entschuldigt sich der Herausgeber für dessen (infolge Druckerstreiks) verspätetes Erscheinen. Es ist anzunehmen, daß es unmittelbar vor der Begegnung in Fickers Wohnung erschienen ist, sein Inhalt war also brandneu, damit auch »Abendländisches Lied«, das es enthält. Die Formulierung »E i n Geschlecht. . .« hat in der Trakl-Forschung zahlreiche Deutungsversuche veranlaßt, wobei in der letzten Zeit jene Varianten dominieren, die darin eine dichterische Vergegenwärtigung der Einheit der Geschlechter als Geschlechtslosigkeit erblicken, wie sie nach Weininger durch Verzicht auf den Koitus entstehen soll.[82] Es ist legitim, im vorliegenden Beweisgang die Stelle — umgekehrt als sonst üblich — als Rekurrente für das Evangelienwort, wie es Trakl nach Limbach zitiert und erklärt hat, zu verwenden: Gegeben sind in beiden Fällen in Ausdruckstellung der anaphorisch-phonetische Gleichklang und die semantische Nähe, fast Identität, wenn man »Geschlecht« nun einmal in erster Linie als Geschlechtlichkeit, allerdings mit den Konnotationen von Familie und Menschengeschlecht, nicht aber als Androgyne[83] begreifen will. Das ganze Gedicht hindurch verbindet sich mit der Farbe rot, purpurn, die Assoziation von Blut und Fleisch und Wein im Zusammenhang mit Martyrium, Opfer, Kelter, also Verwandlung. In konsequenter Fortsetzung kann »rosige Kissen«, von denen Weihrauch strömt, als verklärt Fleischliches gelesen und gesehen werden. In Trakls Anordnung des Bandes »Sebastian im Traum« erscheint auch als nächstes Wort nach Schluß des Gedichtes der Titel »Verklärung«. Da bekanntlich Trakl solche Anschlüsse sehr gezielt hergestellt hat, kann dies als Indiz gelten.

Das Vorkommen beider Formulierungen in derartiger zeitlicher Nähe und die genannten rhetorischen und semantischen Entsprechungen geben für sich schon ein starkes Indiz, daß in diesem Falle die Formulierung im Gedicht die Wahrscheinlichkeit stützt, daß Trakl die Schriftstelle im Gespräch tatsächlich verwendet hat. Daß er in ähnlicher Weise offenbar immer wieder von Schriftstellen sprach, wurde bereits erörtert. Noch wahrscheinlicher wird dies dadurch, daß Dallago sie in seiner Kierkegaard-Schrift gleichfalls — und zum erstenmal — verwendet und dazu einen Kontext entwirft, der wiederum an die letzte Strophe des Gedichts erinnert, ohne daß freilich bei Dallago die Düsternis eines zerstörerischen Narzißmotivs wie bei Trakl in Zeile 19/20 eine Rolle spielt. Ihm ist schließlich das Geschlechtliche immer Spiegelung ins Helle, auch wenn er — und das ist schon fast ein Zuviel an Koinzidenz — auch in der Kierkegaard-Schrift auf die tragisch-ungelöste Situation seines bisherigen Ehe- und Familienlebens zu sprechen kommt.

Der gesamte Komplex ist sowohl bei Trakl als auch bei Dallago zu eindeutig auf die biblisch geforderte E r f ü l l u n g des Geschlechtlichen in der Vereinigung gerichtet, als daß — um nun den Beweisgang umzukehren — der Schluß des »Abendländischen Lieds« fortan noch als Repräsentation der Weiningerschen Geschlechtslosigkeit gesehen werden könnte. Ganz abgesehen davon, daß in einer solchen Sicht Trakls Lyrik dann zur Ideen- und Bildungsdichtung verkäme.

*

Besonders lieb war ihm Dostojewski. (S. 108)
Hans Limbach an Georg Trakl, o.O., Jänner 1914, mit Beilage: Totenmaske Dostojewskis.
Damit ist zweifelsfrei bestätigt, daß bei der Begegnung von Dostojewski gesprochen wurde.
Carl Dallago: »Über eine Schrift 'Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'«[84]:

Hier nehme ich den Ausspruch der Schrift [Haeckers] auf: »Es wird ein Ruhm des 19. Jahrhunderts bleiben und ein Beweis für die Geisteskraft des Christentums, daß zwei so grundverschiedene Menschen, wie im Westen der Germane, der Jütländer Kierkegaard und im Osten der Slave Dostojewski nur infolge ihrer bis in die Knochen gehenden christlichen Infizierung zu den glücklich-unglücklichen Entdeckern der tiefsten Geheimnisse wurden.« und erwidere darauf, daß ich das Entdecken der tiefsten Geheimnisse, also gewissermaßen das Sichzusammenfinden in der Tiefe, bei so grundverschiedenen Menschen wie den beiden genannten nicht auf christliche Infizierung, sondern auf das rein menschliche Sicherschließen zurückführe[. . .].

An anderer Stelle[85] zitiert Dallago einen Satz aus einem Briefe Dostojewskis:

»Dem Deismus verdanken wir den Heiland, d.h. eine Menschengestalt, die so erhaben ist, daß man sie nicht ohne Ehrfurcht erfassen kann und daß man nicht daran zweifeln kann, daß sie das ewige Ideal der Menschlichkeit bedeutet.« Ich ersehe daraus, daß auch dieser große Dichter an Christus den Deismus als das Entscheidende ansah, das den Heiland hervorbrachte, das dem Menschentum Christi seine Kraft und Größe verlieh.

Aus beiden Äußerungen läßt sich mühelos erschließen, welche Ansicht über Dostojewski Dallago Trakl im Gespräch entgegengehalten hätte, möglicherweise hat. Limbach referiert ja nur, was Trakl gesagt haben soll. Dostojewski wird von Dallago ohne weiteres als weiterer Zeuge für den »reinen Menschen« beansprucht, so wie zuvor die chinesischen Weisen und die Griechen und mit Vorbehalten Nietzsche. Dies war nur e i n Standpunkt in der damals allgemein aufgebrochenen Diskussion um Dostojewski, die in der Zeitschrift unmittelbar nach dem Gespräch mit Essays über den Dichter und übersetzten Teilen aus dessen Nachlaß ihren Höhepunkt erreichte. Am 15.3.1914 erschien aus Dostojewskis »Literarischen Schriften« (R. Piper, München) die Abhandlung über »Selbstmord und Unsterblichkeit«, im selben Heft ein Essay von Hermann Oberhummer: »Dostojewski«, mit einer Auffassung, die der Dallagos radikal zuwiderlief, so als ob Ficker ihn stellvertretend für Trakls Haltung zu Dostojewski eingerückt hätte:
Hermann Oberhummer: »Dostojewski«[86]:

Dostojewski steht jenseits der bürgerlichen Werte von Gut und Böse, aber in einer Welt, die von der Nietzsches abgrundtief getrennt ist. Nietzsches größtes Erlebnis ist es, aus den Trümmern dieser Welt den neuen Menschen, trunken von taumelnder Lust, den Überwinder alles Jämmerlich-Menschlichen, aufsteigen zu sehen. An märchenhafte Fernen ist sein entzückter Blick gebannt und weiter, immer weiter dringt sein Auge, bis er den Übermenschen erlebt und sich an ihm berauscht, aber freilich: es ist eine Idee. Dostojewski hingegen steigt hinab zu den Armen und Elenden, tiefer und tiefer, und erlebt das Weh der Menschheit, durch keine Ästhetik verwässert, von keinem Hasse verzerrt. Auf diesem Christuswege (den Oscar Wilde in »De profundis« vergeblich suchte) offenbart ihm das Leben die ewigen Wahrheiten, von denen er bewegt ist: das Leiden und die Liebe. In diesen größten Machtfaktoren des Christentums ruht auch die Erlösung.

Im nächsten Heft vom 1.4.1914 verteidigt Theodor Haecker Dostojewski gegen den liberalen Fortschrittsglauben der Berliner Tageblatt-Feuilletonisten. Wieder zwei Hefte darauf sind von Dostojewski zwei Briefe an seinen Bruder Michail aus der Festungshaft und aus der sibirischen Verbannung abgedruckt, worin er die im letzten Augenblick abgewendete Erschießung und sein Leben mitten unter Verbrechern in Sibirien schildert. — Limbach schreibt darauf aus Rußland an Dallago: »Ich freute mich an vielem, besonders an Dostojewskis Briefen, aus denen hervorgeht, daß die 'Memoiren aus einem Totenhaus' Autobiographie sind. Kennen Sie das erschütternde Buch?«[87]

Diese Quellen sind hier in aller Weitläufigkeit vorgeführt, um die aufsteigende Linie der Dostojewski-Betroffenheit eben in den Tagen und Wochen, als das Gespräch stattfand, samt den darin wirksamen Antagonismen nachzuzeichnen. Dabei darf nicht vergessen werden, daß das, was man den unmittelbaren Dostojewski-Komplex in Trakls Lyrik nen-

nen kann, also vor allem die Gedichte »Die Verfluchten« und »Sonja«, im Laufe des Herbst 1913 im »Brenner« publik wurde, Trakl also als ein maßgeblicher Anreger der aufbrechenden Diskussion um Dostojewski gesehen werden muß, für die das von Limbach knapp referierte Gespräch förmlich den internen Auftakt bildet.

*

Von einigen seiner Gestalten, wie Aljoscha Karamasoff und Sonja aus »Schuld und Sühne«, redete er mit tiefer Ergriffenheit. Soviel ich mich erinnere, sprach er aus Anlaß von Sonja das schöne Wort aus — wieder mit wild funkelnden Augen —: »Totschlagen sollt' man die Hunde, die behaupten, das Weib suche nur Sinnenlust! Das Weib sucht i h r e G e r e c h t i g k e i t, so gut wie jeder von uns!« (S. 108)

Georg Trakl: »Sonja«[88]:

Abend kehrt in alten Garten;
Sonjas Leben, blaue Stille.
Wilder Vögel Wanderfahrten;
Kahler Baum in Herbst und Stille.

Sonnenblume, sanftgeneigte
Über Sonjas weißes Leben.
Wunde, rote, niegezeigte
Läßt in dunklen Zimmern leben,

Wo die blauen Glocken läuten;
Sonjas Schritt und sanfte Stille.
Sterbend Tier grüßt im Entgleiten,
Kahler Baum in Herbst und Stille.

Sonne alter Tage leuchtet
Über Sonjas weiße Brauen,
Schnee, der ihre Wangen feuchtet,
Und die Wildnis ihrer Brauen.

Trakl hat das Gedicht noch im letzten Moment in das Programm für die Vorlesung am 10. Dezember 1913 aufgenommen.[89] Zusammen mit »Afra« und »Die junge Magd« repräsentierte es in der Abfolge der Unschulds- und Leidensfiguren (Endymion, Elis, Kaspar Hauser, Helian) das Moment der aufgrund ihres Geschlechtes leidend ausgesetzten Weiblichkeit, des gespannten Nebeneinander von Verbrechertum-Prostitution-Heiligkeit.

Hermann Oberhummer: »Dostojewski«[90]:

Raskolnikow muß alle Qualen eines vom Morde belasteten und durch Spintisieren zerfaserten Lebens auskosten, ehe er Erlösung und den Weg aus unseliger Verwirrung zu einem neuen Menschentume findet. Eine von den wunderbaren Frauengestalten Dostojewskis steht ihm zur Seite, denen das Leiden Menschlichkeit und die Kraft zu Alles tragender Liebe gibt. In diesem Ureinfachsten und Rätselvollsten ist die Weiblichkeit im Kosmos verankert. Sonja in »Raskolnikow« und Gruschenka in »Brüder Karamasoff« weisen, gleichweit entfernt von der Ödigkeit einer gedachten Seelenharmonie, wie von dem Scheinleben animalischer Lust, den einzigen Weg, der dem Weib zur Größe offen steht.

Was aber Dostojewski seine überragende Eigenart verleiht und aus dem Rahmen seiner Mystik am weitesten hervorspringt, ist seine Erlösungstendenz und das ist das ausgesprochen russische Element in seiner Dichtung. Die demütige russische Ergebenheit in Verbindung mit bezwingendem Mitleid wird zur weltüberwindenden Erlösergröße, die eine heilandähnliche Physiognomie annimmt, gesteigert und findet ihren reinsten Ausdruck in Lew Myschkin im »Idioten« und Aljoscha in »Brüder Karamasoff«. Aber Lew Myschkin und Aljoscha predigen keine Lehre, nur von ihrem Wesen und ihrem Leben gehen Ausstrahlungen auf ihre Mitmenschen über; es sind keine Ideenträger, sondern vollkommen passive Helden. Zur Idee hat Dostojewski kein Verhältnis, alles konzentriert sich im Gefühl. Im »Idioten« und in den »Brüdern Karamasoff« wird Dostojewski zum religiösen Mystiker, der das Christentum in Gefühl auflöst.

Carl Dallago: »Über eine Schrift 'Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'«[91]:

Diese [die Kirche und das Christliche] hätten immer noch Liebe und Gerechtigkeit als das Höchste anzustreben. Und da müßte noch gelten: daß der Liebe gerecht werden, heißt: auch dem Fleische gerecht werden. Und wer das

Fleisch nicht anerkennt, kennt auch die Gerechtigkeit nicht.
Aber erst das Tun Luthers, der sich die Fleischesrechte nicht nehmen ließ, machte Front gegen das Tun der Kirche. [. . .] Und es ist wahr: »Hier stehe ich und kann nicht anders!« ist vom Geiste der Geschlechtlichkeit und vom Glauben ausgelöst und getragen von einem tiefen und echtesten Erleben.

Oberhummer — durch Ficker in den »Brenner« vermittelt — hat sozusagen ausformuliert, was Trakl während des Gesprächs von Aljoscha und Sonja »mit tiefer Ergriffenheit« ähnlich gesagt haben könnte. Dallago gebraucht in seinem Kontext die Trakl von Limbach zugeschriebene 'Terminologie' der »Gerechtigkeit« im Zusammenhang mit Geschlechtlichkeit. Wie Trakls Brief an Ficker vom 26.6.1913 zeigt, war für ihn »Gerechtigkeit« neben »Liebe« ein Kennwort für eine der wichtigsten ethischen Haltungen, die für ihn offenbar auch im lyrischen Schaffen verbindlich war.
Dallago kommt zwar an dieser Stelle und zu dieser Zeit nicht auf Sonja zu sprechen, wir kennen jedoch aus zwei Äußerungen, von denen die eine beträchtlich vor, die andere beträchtlich nach der Begegnung mit Trakl veröffentlicht wurde, wie er wohl auch zum Zeitpunkt des Gesprächs über diese Romanfigur dachte; auch dürfte ihm das kurz zuvor veröffentlichte Gedicht Trakls nicht entgangen sein.
Carl Dallago: »In Gesellschaft von Büchern«. B II, H.13 (1.12.1911), S. 407-419 [geschrieben Oktober 1911]:

Und ich wende mich an Ssonja. Ich bin aufgestanden, so erregt bin ich noch, und durchquere die Küche. Das Feuer im Herde ist fast ausgebrannt, die Lampe flackert trübe. Aber Ssonja steht vor mir und lebt im Bilde. Ich kann mich nicht von ihr abwenden. Ich muß immer wieder ihre Seele bestaunen, die nicht zögerte ihren Leib herzugeben, um Brot zu schaffen für hungrige Kinder. Ich fühle etwas Zärtliches und Verehrendes in mir auch für diesen jungen reinen Leib, der das Opfer vollbrachte. Das Denken daran will mir nicht aus dem Kopfe. Ich komme erst spät zur Ruhe und schlafe unruhig und schwer. Ssonja ist immer bei mir, auch in meinen Träumen. Daß es so etwas gibt, beglückt mich nachgerade. Ich kann ihr nur Liebes sagen und immer wieder: wie ich sie bestaune ob ihres Tuns.

Von dieser Stelle unterscheidet sich die spätere dadurch, daß sie Teil einer Abrechnung mit Trakl ist: als solche kann sie trotz der zeitlichen Distanz und trotz der verschärften antikirchlichen Polemik gelten; ja, daß hier in einer für Dallago ungewöhnlichen Art ein 'zerbrochenes Leben' anerkannt und das Phänomen der 'heiligen Hure' positiv artikuliert wird, läßt sogar an eine langfristige Auswirkung von Trakls Auffassungen während des Gesprächs denken, zu eindeutig ist die Stelle auf Trakl gemünzt:
Carl Dallago: »Augustinus, Pascal und Kierkegaard«[92]:
Die Menschen Dostojewskis jedoch wären wahrhaft religiös und damit christlich genug, um der Kirche gefährlich werden zu können; aber sie räumen dem Sündersein in sich allen Platz ein, damit sie des Büßens nie müde zu werden brauchen. So existieren diese Menschen gleichsam außerhalb der Kirche, ohne gegen sie zu sein. Und die Kirche ist schon zufrieden, wenn es ihr gelingt, Menschen, die so offenkundig den Widerweltsinn in sich tragen, sich gleichsam vom Leibe zu halten. (So würde beispielsweise auch die Existenz einer Sonja von der Kirche nicht beachtet werden, und doch könnte gerade Sonja, die sich verkauft, um ihre kranken Angehörigen vor dem Verhungern zu erretten, die weiter lebt und leidet und liebt und büßt, dieses große vergeistigte Stück eines zerbrochenen Lebens ganz gut auch für die wahre christliche Auffassung eine kleine Heilige sein.)

*

Auch von Tolstoj sprach er mit hoher Ehrfurcht: »Pan, unter dem Kreuze zusammenbrechend«, nannte er ihn. (S. 108)
»Trakls Begeisterung für Dostojewski ist mehrfach belegt; Zeugnisse, daß er — wie Limbach — auch Tolstoj hochschätzte, gibt es jedoch nicht.«[93] Eine Argumentation wie diese spielt sich sozusagen im luftleeren Raum ab. Die Feststellung eines negativen Faktums wird herangezogen, um ein positives Faktum, nämlich den bisher vermeintlich einzigen Beleg dafür, daß Trakl Tolstoj schätzte, gleichfalls zu einem negativen Faktum zu machen, nämlich zu sagen, daß dies wahrscheinlich nicht so war, sondern daß Limbach Trakls Tolstoj-Begeisterung mit seiner eigenen verwechselte. Die Schlußfolgerung geschieht ohne Instinkt für die Atmosphäre, die damals im Umkreis des »Brenner« und dar-

über hinaus von der Diskussion um den drei Jahre zuvor verstorbenen Tolstoj geschwängert war. Wie sollte ausgerechnet Trakl sich davon freigehalten haben? In der Tat gibt es — anders als Klettenhammer meint — in Mahrholdts Arbeit durchaus noch ein weiteres Zeugnis für die hohe Meinung Trakls von Tolstoj. (Vgl. »Erinnerung an Georg Trakl«, S. 59). — Schon im »Buch der Unsicherheiten« (erschienen 1911)[94] hatte sich Dallago mit dem »winterlichen Tolstoj« auseinandergesetzt und auf die christliche Gebrochenheit des (panischen) »Landschaftsmenschen« Tolstoj hingewiesen.[95] Vollends spielt Tolstoj in Dallagos Auseinandersetzung mit Haeckers Kierkegaard-Broschüre eine derart spezifische Rolle, daß man glauben möchte, Trakl müßte Haeckers Schrift gelesen haben, ehe er Haeckers u n d Dallagos diesbezügliche Ansichten mit genau dem Satz korrigierte, den Limbach ihm 'in den Mund legt':

Carl Dallago: »Über eine Schrift 'Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit'«[96]:

Wenn [in Haeckers Broschüre] weiters auf Tolstoi hingewiesen wird, »der durch seine physische Vitalität auch zeigt, daß das Christliche nicht an kränkliche Menschen gebunden ist«, und hinzugefügt wird: »Als er aus dem Rausche des unmittelbaren Lebens erwachte. . ., entdeckte er und sah und fühlte die geistigen Wirklichkeiten, von denen der Christ, also auch Kierkegaard redet«, so erweist sich hier der Christ wiederum als d e r M e n s c h, der auch eine geistige Wirklichkeit ist, und jenes Christliche als etwas, das auch von jeher d a s M e n s c h l i c h e ist.«

Hans Limbach an Ludwig von Ficker, 14.6.1914:

Über die Frage Tolstoj-Kraus haben Sie mich völlig überzeugt. Mein Ausspruch über die Satire ist wohl ebenfalls zu stark durch Selbsterkenntnis bedingt gewesen u. Ihre Beleuchtung der K r a u s schen Satire leuchtet mir ein, sodaß mir mein Wort leid tun muß.

Diese Stelle, die auf eine ausführliche Konfrontation Tolstoj-Kraus durch Ludwig von Ficker schließen läßt, zeigt, wie nahe am Gespräch die Diskussion um Tolstoj von zwei daran Beteiligten geführt wurde, auch wenn nicht nachgewiesen — aber auch nicht ausgeschlossen — werden kann, daß sich Fickers Auseinandersetzung auf eine vorausgegangene Erörterung über Tolstoj in seiner Wohnung bezog, an der sich Dallago und Trakl beteiligt hatten. (Dazu Näheres in: Hans Limbach an Carl Dallago, 22.6.1914.)

*

Ich konnte vor allem das, was Trakl über Christus gesagt hatte, nicht vergessen und erinnerte mich dabei plötzlich der Invektiven, die gestern im Hause des Generals P. in Meran gefallen waren. »Welch ein Gegensatz!« rief ich aus und erzählte D. von den gestrigen Gesprächen.

D., der im Hause jenes Generals eigentlich abseits gesessen war und, von tieferem Wohlwollen ausgeschlossen, sich früh entfernt hatte, wurde ganz ernst, blieb stehen und meinte:

»Es ist mir schon lieb, wenn Menschen, die so über Christus absprechen, auch für mich nichts übrig haben.« (S. 108f.)

Carl Dallago an Ludwig von Ficker, Nago, 10.6.1914:

Manchmal geht Limbach wirklich etwas nach, das ich nicht verstehe. So auch im Verhalten zu jener alten Baronin in Meran, der er so große Anhänglichkeit u. Verehrung wohl durch Jahre entgegenbrachte u. die Kraus als Gassenjungen hinstellte. Ich möchte um kein Schloß mehr in diese Gesellschaft kommen.

Was mag Dallago so empört haben, daß er sich aus der Meraner Gesellschaft so frühzeitig zurückzog und seine Aversion noch Monate später schriftlich fixierte? Man war ja im Begriffe, nach Innsbruck zu einer Kraus-Lesung zu fahren, und hatte vermutlich mit dieser Eröffnung in aristokratisch-militärischen Kreisen eine neuralgische Stelle berührt. Der »Gassenjunge« war wohl ein 'jüdischer Gassenjunge'. Und Christus, über den dann gesprochen wurde, nachdem Dallago sich zurückgezogen hatte, war wohl eben auch ein 'Judenbub'. Welche sonstigen »Invektiven«, mit denen man über Christus »abspricht«, hätten eine solche Gesellschaft denn wohl interessieren können? Doch ist dies zugegebener-

maßen eine fast gänzlich unabgesicherte Konstruktion, die nur hergestellt wurde, um zu zeigen, wie unschwer man auch diese letzten Andeutungen Limbachs in einen in sich stimmigen Zusammenhang bringen kann. Im übrigen scheint diese Stelle zu jenen zu gehören, wo Ficker zum Schutze persönlicher Interessen geändert hat. Sie verweist auf eine frühere Partie im Erinnerungsbuch, in der die »gestrigen Gespräche« ausführlicher referiert sein mußten.

*

Im folgenden werden auch noch Passagen aus den nichtveröffentlichten Teilen des Kapitels »Der Brenner-Kreis« erläutert, zunächst aus dem Brief Ernst Haerles an Daniel Sailer:[97]

»Plötzlich kam ein sehr sauber, aber unauffällig gekleideter Herr auf uns zu, dessen klare, braune Augen ungemein ernst und freundlich blickten. Ich erkannte sogleich, nach einer Karikatur im »Brenner«, den Maler Max v. Esterle.

Franz Kranewitter: Besuch bei Max von Esterle[98]:

Ein mittelgroßer, schmächtiger Mann von dunklem Typus, mit dem Gesichte etwa an einen venetianischen Nobili erinnernd, dazu blitzende, dunkelbraune Augen, kurze Haare, kleiner Schnurr- und Kinnbart, gestreifter Sportanzug, vollkommen modern, überdies ein vorzüglicher Causeur.

Die Esterle-Karikatur von Josef Durst war im ersten Jahrgang des »Brenner«, Heft 14 (15.12.1910) erschienen. Die zutreffende Zeichnung der äußeren Erscheinung Esterles ist auch durch Fickers Äußerung gegenüber Ernst Haerle attestiert[99] und kann anhand von Fotografien, insbesondere durch eine Aufnahme von Heinrich Kühn vom Jahre 1902 (?) überprüft werden.

*

Aber ich mußte unmittelbar an den Ausspruch Kierkegaard's denken: »wie schön ist der Anblick eines Menschen, in dessen Innern ein Entschluß vor sich gegangen ist«.

Dies ist die einzige Stelle im ganzen hier infrage stehenden Text, bei der noch der Nachweis einer gravierenden logischen Inkonsequenz möglich wäre, und aus der sich eine sehr späte Niederschrift des »Brenner«-Kapitels aus schlecht funktionierender Erinnerung noch zwingend ableiten lassen könnte. Dies gilt, solange nicht geklärt ist, von woher Limbach die Kenntnis dieser Kierkegaard-Stelle bezogen hat, und ob diese möglicherweise erst nach dem Ersten Weltkrieg erstübersetzt worden ist. — Doch spricht die Wahrscheinlichkeit auch d a gegen. Eine Äußerung in seiner Besprechung des »Brenner«-Jahrbuchs 1915[100] läßt erkennen, daß Limbach, der mit philosophischen Fragen vertraut war, sich mit Kierkegaard, dessen Bedeutung nach dem Ersten Weltkrieg er »in's Ewige stellte«[101], in der Diederichschen Ausgabe schon auseinandergesetzt hatte, ehe die Haeckerschen Übersetzungen im »Brenner« zu erscheinen begannen. Unmittelbar ähnlich lautende Formulierungen gibt es von Kierkegaard schon in Haeckers Broschüre und vor allem in der »Kritik der Gegenwart«[102], die das Motiv der Entscheidung leitmotivisch zum Gegenstand hat, aber auch in der Einleitung zu »Entweder-Oder«, das bei Diederichs 1911 erschienen war.

Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 19.2.1914:

Und ein Wichtiges noch: warum Kraus Kierkegaard nie nannte, obwohl er ihn gekannt hat oder ich weiß es nur nicht? Und sagte er damals in Innsbruck nicht: er kenne Kierkegaard, er scheine ihm nicht gerade Besonderes??

Bei Limbachs und Dallagos Besuch in Innsbruck wurde also — aller Wahrscheinlichkeit nach anschließend an die Vorlesung — über Kierkegaard gesprochen, und zwar in der Form, daß man seine Bedeutung und die Kenntnis oder Nicht-Kenntnis seiner Schriften erörterte. Das Phänomen Kierkegaard war ja erst seit gut einem Monat in den Austragungshorizont des »Brenner« gerückt, und dieses erstmalige Beisammensein von Leuten wie Kraus, Dallago, Esterle, Röck (der sich ja als Philosoph sah), Limbach, gab Ficker eine ideale Gelegenheit, die Wirkung seiner 'Neuentdeckung' erstmals effizient zu testen.

Zudem ist diese Briefstelle der einzige eindeutige Hinweis darauf, daß Trakl die neuaufgebrochene Debatte um Kierkegaard bekannt sein m u ß t e.

*

Nach dem Abendessen verließen wir den Saal, um ein Kaffeehaus aufzusuchen. An der Türe blieb Kraus plötzlich stehen und rief, auf ein frisch und kühn gemaltes Wintersportplakat deutend: »Wie schön!«, worauf Esterle, der Verfasser des Bildes, verlegen und schuldbewußt den Kopf senkte.

Daß im Café Max, wo sich im ersten Stock der »Brenner«-Tisch befand, der von den »Brenner«-Leuten täglich frequentiert wurde, ein Plakat von Esterle ausgehängt war, daß dies vor allem im Winter (Jänner) der Fall war, ist plausibel. Es könnte sich um ein Plakat von der Art des Nockspitzen-Plakates oder des »Winter in den Beskiden bei Bielitz-Biala« gehandelt haben, die auf die Vorkriegszeit zu datieren sind.

*

Esterle zeigte uns seine Schneelandschaften; aber ich begriff auf einmal die verhaltene Resignation in seinem Wesen; er hatte erkannt, daß er bei allem Talent im tiefern Sinne nicht produktiv zu nennen sei, und war viel zu ehrlich, um sich dies zu verhehlen. Er deutete es auch im Gespräche verschleiert an [. . .].

Josef Leitgeb: »Drei Bildnisse — Der Maler Max von Esterle.«[103]

Wenn nun Esterle seine Landschaft — die unsere —, diese sehr körperliche, gebaute, linienstarke Landschaft in ein lebhaft atmendes Farbenwesen verwandelte, so eroberte er den Fels, die Bergwiese, den Schnee, den Himmel über dem Gebirge für das Malerauge und erweckte sie damit zu einem flimmernden, augenblickshaften Leben, das ihre formale Großartigkeit mit der Wärme einer innig empfundenen Stimmung beseelte. Doch blieben die Bilder, wenn auch nicht im Herkömmlichen, so doch im angenehm Verbindlichen befangen, die Natur dieses Künstlers zielte auf Ausgewogenheit, nicht auf Umsturz. Wohl war ihr Revolutionäres geistig zugänglich, ja, eine Lust, aber auf dem Wege vom Kopf zur Hand, vielleicht schon auf dem Wege vom Verstand zum Auge, lagen sperrende Hürden: Zweifel, Kritik und das Bedürfnis nach Verständlichkeit. Ein Blick in das Gesicht des Künstlers gab darüber Aufschluß: es war mehr das Gesicht eines Wissenschafters, eines hohen Richters oder Diplomaten als das eines Malers. [. . .] So führte ihn sein Malen auch nicht zu immer kühneren, einsameren Werken [. . .] sondern er beschied sich auch in seinen späteren Bildern damit, sie in den Grenzen seiner Natur so wahrhaft als möglich zu malen. Er durchstieß diese Grenzen nicht und da er gut genug verstand, daß es auf solche Durchbrüche ankäme, trat in seinem Wesen — und damit auch in seinem Gesicht — immer stärker ein Zug von Resignation zutage, den ein spöttischer, ja bissiger Humor so weit ergänzte, daß die Lebenskraft nicht tiefer litt. [. . .] Bei diesem Künstler trat der seltene Fall ein, daß die Resignation, in die ihn der selbstkritische Sinn vor seinen Bildern trieb — und es war eine unerbittliche Kritik, der er sie unterzog — ganz in Lebenswärme umschlug.

Diese Charakterisierung Leitgebs, der Esterle seit 1912 kannte, artikuliert gültig, was man hierzulande von Esterle seit Jahrzehnten wußte und weiß. Auch wenn Leitgeb, der Mitautor der »Erinnerung an Georg Trakl« war, sich dabei stillschweigend auch auf Limbach berufen sollte, so doch nur in der Form, daß Limbach sehr früh und spontan gesehen hatte, was man ohnedies wußte.

*

Abschließend noch das von Daniel Sailer an Ficker berichtete Detail:

L. schildert die Rührung, die ihn erfaßte, als Trackl bat: Hat jemand von den Herren ein Paar Zigaretten?

Hans Limbach an Georg Trakl, [Südrußland], »14. Juli 14.«[104]:

Verehrter, lieber Herr Trakl!

ich möchte Ihnen so gern eine Freude machen. Darf ich Ihnen Cigaretten schenken? Der komplizierten Umstände halber lasse ich Ihnen von Zürich aus 20 Kronen senden: es ist ja auch für Sie vorteilhafter, selber die Sorte sich auszuwählen. Bitte, lassen Sie sich mein kleines Geschenklein gefallen! Es würde mich so freuen, Ihnen eine Freude zu machen!

Ihr herzlich ergebener

H. Limbach

*

Exkurs: *er schrieb in einem gewissen Sinn genau so, wie er redete.*

Zusammenfassend zu Kap. II B ist festzuhalten: Gerade daß sich auch noch ein scheinbar so geringfügiges Erinnerungsdetail wie dieses, daß Trakl Zigaretten geschnorrt hat, als richtig erinnert belegen läßt, berechtigt zur Frage an die Kritiker, wo sie denn bei einer Quellenlage, in der — zugestandenermaßen mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit — alles für und nichts gegen die historische Treue des von Limbach Berichteten spricht, die Berechtigung hernehmen wollen, die eine Gesprächsphase, das eine Geschehensdetail für authentisch zu nehmen, die andere, das andere aber nicht. Es ist ja zu beachten, daß es in diesem Kapitel zentral darum gegangen ist, alle angeführten Belege auf den Zeitpunkt der Begegnung hin zu synchronisieren und — falls es sich um zeitlich abgelegene Quellen handelt — so präzis wie möglich den Zeit- und Sinn-Abstand zu markieren. Unversehens gerät dabei ein Kommentar zu einem 'Versuch in Literaturgeschichte', da das Gespräch plötzlich als im Schnittpunkt verschiedener geistesgeschichtlicher Abläufe, wie etwa der Nietzsche-, der Weininger-, der Kierkegaard-, der Tolstoj- und der Dostojewski-Rezeption stehend erscheint, und zwar von Abläufen, die sich in ihrer Qualität fast auf den Tag und die Stunde präzis bestimmen lassen. Literarhistorisch gesehen liegt ein entscheidendes Kriterium darin, ob der Inhalt des Gesprächs der Dynamik von Erwartung und Innovation seines Umfeldes in irgendeinem Detail oder als ganzer entscheidend widerspricht. Unter dem Gesichtspunkt dieser Dynamik, durch die das Historische als 'Ereignis' faßbar wird, zeigt sich die »denkwürdige Begegnung«[105], wie sie von Limbach berichtet wird, als integraler Teil eines innovativen Vorgangs, also eines 'Ereignisses', das sich damals — und eben n u r damals — in der Zeitschrift und unter deren Mitarbeitern zugetragen hat. Nachdem mit dem Erscheinen Trakls im »Brenner« für eine Reihe von Mitarbeitern: Seifert, Jülg, Huldschiner, Neugebauer, teilweise Röck die Zeitschrift schon früher ihr gewünschtes Gesicht verloren hatte und sie selbst den neugewonnenen ästhetischen und ethischen Perspektiven des Herausgebers nicht mehr entsprachen, sah nun auch der anfängliche Hauptautor die gewohnte Physiognomie 'seines' Blattes von Grund auf infrage gestellt, und gleichzeitig kam auch er mit dem ganzen Spektrum seiner weltanschaulichen Überzeugungen auf den Prüfstand; darin lag die Triebkraft seiner spontanen Auseinandersetzung mit Haecker-Kierkegaard. Die Analogie der von Limbach vermittelten, 'privaten' Auseinandersetzung mit Trakl zu der öffentlichen ist zu vielfältig und aufs Ganze gesehen zu eindeutig, als daß da etwas von der historischen Rezeption erfunden worden sein könnte. Auf beiden Ebenen liegt ein und dieselbe innovatorische Kraft vor, die dem »Brenner« bald darauf jenes Gesicht geben sollte, das mit dem Jahrbuch 1915 in reinster Ausformung gestaltet ist.

Warum sollte, wenn es schon soviel konvergierende Details im Kontext des Gespräches gibt, Trakl n i c h t gesagt haben: »Ich bin Christ«? Warum sollte ausgerechnet in diesem Punkte die Überlieferung trügen? Dabei ist ja — um nun neben den 'Ergebnissen' der Kritiker auch die bisher durchgeführte Dokumentation noch einmal grundsätzlich ins Fragwürdige zu stellen — mit allem angeführten Pro und Contra noch fast gar nichts darüber gesagt, was diese Selbstaussage damals zu bedeuten hatte und heute zu bedeuten hat. In Wirklichkeit gibt es eine unbestimmte Anzahl von möglichen Bedeutungen, in denen derselbe Satz im Laufe der Geschichte und der literarischen Entwicklung immer wieder gebraucht worden ist. Das »Christianus sum« des im »Robinson Crusoe« ans Land gespülten Seemanns signalisiert den zivilisierten Europäer; man denkt an fromme Märtyrerschauspiele aus der Katakombenzeit: »Freunde, ich gehöre zu Euch, Tarcisius ist Christ«, sagt der römische Heidenknabe, man ist gerührt beim Wiederlesen der Worte des sterben-

den Häuptlings der Apachen, während die deutschen Siedler ein ans Herz gehendes Marienlied singen: »Scharlih, ich glaube an den Heiland. Winnetou ist ein Christ. Leb wohl!«;[106] oder man erinnert sich an einen Parlamentarier, der mit diesem Satz seine Legitimation begründete, um für die Freigabe der Abtreibung zu sprechen.
Sollte — was nach der vorangegangenen Dokumentation mehr als wahrscheinlich ist — Trakl diesen Satz ausgesprochen haben: wir wissen nicht und werden nie endgültig wissen, was er damit sagen wollte. Man scheut sich, ihn so zu verstehen wie den aus dem Buch von Karl May, und ein Gutteil Aversion gegen den Text von Limbach rührt zweifellos davon her, daß er gewohnheitsmäßig so verstanden werden könnte und in der Rezeption auch oft verstanden worden ist. Nämlich kitschig im Bedürfnis, sich eigene weltanschauliche Prämissen durch literarische Präzedenzfälle bestätigen zu lassen und lustvoll vor Augen zu führen. Wie sollte, fragt sich das kritische Gewissen, ein solcher Satz von einem kommen, der zur selben Zeit drauf und dran war, ein Höchstmaß an sprachlicher Konzentration und Ökonomie in einer Lyrik zu realisieren, aus der fortan die christliche Motivik gänzlich schwinden würde. Darin dürfte der eigentliche Anlaß zur Quellenkritik am Limbach-Gespräch liegen, welche die vorliegende Arbeit provoziert hat. Dieses Bekenntnis paßt nicht zur Lyrik! konstatiert man und versucht, das fatale Dokument als nicht authentisch aus der Tradition zu eskamotieren. Das kann Trakl nicht selbst gesagt haben, also hat er es nicht selbst gesagt. Gewiß liegt im *αὐτός ἔφα*, in der verbürgten Originalität einer Aussage, das entscheidende Kriterium für Authentizität, die am überzeugendsten dann gegeben ist, wenn es sich um ein Dokument von der Hand des Autors handelt. (Obwohl der Brief an den Kurt Wolff-Verlag vom 27.4.1913 zeigt, wie irrtumsanfällig auch dieser 'Garant' ist.) Aber auch bei überlieferten Zeugen, die eindeutig von der Hand des Autors stammen und eindeutig von ihm konzipiert sind, ist es möglich, daß man sich vergeblich fragt, was mit dem Geschriebenen eigentlich gesagt ist: »Lieber Herr von Ficker! / Es ist mir leider unmöglich, nach Innsbruck zu kommen. Manches löst sich in traurigen Spaziergängen — die Tage sind hier so sonnig und einsam, daß ich kaum wage, an Sie zu schreiben. / Wollen Sie Dr. Heinrich grüßen, der seinen Schmerz und anderes hat. Mir fällt vieles wahrhaftig recht schwer. Mit den schönsten Grüßen / Ihr ergebener Georg Trakl«[107]: Auch wenn die biographischen Details geklärt sind, bleibt bei diesem Brief ein Bedeutungsrest grundsätzlich unaufgeklärt und vermittelt sich höchstens noch durch den Eindruck von grenzenloser Traurigkeit. Er ist so vielen Deutungen zugänglich, als es Interpreten gibt. Aber welche 'trifft zu'? Es fehlt grundsätzlich an Maßstäben.
Ein äußerster Versuch, dem Problem, das im Fehlen von Kommensurabilität beruht, methodisch beizukommen, kann darin bestehen, aus der unbestimmten Zahl von möglichen Deutungen die eine oder andere herauszusondern und auf ihre interne Stimmigkeit hin 'durchzuspielen' und dann mit anderen möglichen Deutungen zu vergleichen. Dabei geht man von der Annahme einer 'semantischen Basis', einer Tiefenstruktur des Textes aus, also einer Proposition, die alle im Text vorkommenden Äußerungen grundsätzlich artikuliert. Diese ist dann mit den Realisierungen der Oberflächenstruktur zu konfrontieren.
Welche Proposition liegt dem Limbach-Gespräch zugrunde? Es ist ein Text, der Zeugnis ablegt. Bezeugt wird, daß eine Reihe von weltanschaulich affirmativen Feststellungen durch eine Reihe von paradox-dialektischen Feststellungen aufgehoben worden sind. Zu dieser Proposition gelangt man, wenn man das Gespräch nicht als eine Abfolge unzusammenhängender Einzelzitate auffaßt, sondern als einen kontinuierlichen, in pro und contra strategischen Text. Dallago — von einer bestimmten, sogar ziemlich genau nachweisbaren Vorkenntnis und Frage-Disposition ausgehend — versucht Trakl auf die von ihm selbst affirmierten weltanschaulichen Grund-Sätze hin festzulegen, sozusagen abzuklopfen. Dies tut er mit einem für ihn auch sonst in seinen Schriften typischen Stakkato von Reizfragen und provozierenden Behauptungen. Eine Stärke von Limbachs Gestaltungsweise

innerhalb der Oberflächenstruktur liegt dabei darin, daß er jeden der beiden Kontrahenten in seinem spezifischen 'Ton' sehr präzis zu treffen wußte. Es ist bekannt, daß er auf diese Qualität auch anderweitig sehr viel Wert legte. Die folgende Stelle aus der Besprechung des Jahrbuchs 1915 vom 21.8.1915 zeigt eine deutliche Formulierungsnähe zur »Begegnung mit Georg Trakl«; von Dallago wird gesagt:

[. . .] eine einsame, einfache Natur, einfache Worte sprechend, im Spazierengehen, im Träumen, wie von Freund zu Freund gesprochen, von Mensch zu Mensch; einfache Worte, deren stille Gewalt um so rührender ist, als sie kunstlos, ohne Beredsamkeit und Überredungswollen ergreift. Bald selbstverständlich und klar, wertvoll nur ob ihrer Wärme, bald tief, dunkel, orakelhaft, doch ohne die leiseste Absicht, dunkel und orakelhaft zu sein. [108]

Diese Charakterisierung der *offenen, etwas kindlichen Natur* Dallagos aus seiner Rede kann zur 'Rede-Gebrauchsanweisung' in Beziehung gesetzt werden, die Limbach gibt, bevor er Trakl in der Erinnerung zu Worte kommen läßt. Zeichen dafür, daß bei ihm eine konträr verschiedene Redehaltung vorlag, ist schon der in Permanenz herrschende Eindruck, daß es eine Rede-unter-Nötigung ist, sozusagen der Ausnahmefall des Nicht-Reden-Wollens oder -Könnens. Das Schweigen ist, wenn man will, strategisch in den Austragungsprozeß einbezogen. Trakl spricht somit aus einer ganz anderen Dimension heraus als Dallago. — Von diesem ist aus allen brieflichen oder sonstwie schriftlichen Zeugen nur vorstellbar, daß er das von ihm für wahr und richtig Gehaltene, in indikativischer Eindeutigkeit, wechselnd von einem Beispielfall zum andern, beharrlich repetierte. Trakl reagiert darauf mit gebündelten Kontradiktionen, in denen ein Sachverhalt sein scheinbar Positives aus der — dialektischen — Koppelung von Negationen bezieht: *Ich habe kein Recht, mich der Hölle zu entziehen; Nie war die Menschheit so tief gesunken, wie jetzt nach der Erscheinung Christi* [. . .] *Sie k o n n t e gar nicht so tief sinken!* Der Zustand des Weltelends erscheint hier wie von einem nihilistischen Gesetzgeber erlassen, ja es knüpft sich gerade an diese aus Negationen aufgebauten Konstrukte förmlich eine Art Theodizee, allerdings eine Theodizee der Verneinung — zunächst der Verneinung aller von Dallago vorgebrachten Positiva, dann aber auch der Verneinung jedes weltanschaulichen Bekenntnisses, das sich das Paradox erspart. Es ist zu betonen, daß sich diese Art der Rede nicht nur in dem von Limbach vermittelten Text findet, sondern mehrfach auch in unbezweifelbar 'authentischen' Texten: »Ich bin gewiß, daß ich das Böse nur aus Schwäche und Feigheit unterlasse und damit meine Bosheit noch schände.« [109] Da wie dort ist der ethische Unterton spürbar, der entsteht, wenn aus dem Einbekenntnis der Verzweiflung noch eine äußerste Tugend gemacht wird. Auch wo sich diese dialektische Auflösung positiver Setzungen grammatikalisch nicht so eindeutig realisiert, ist sie dennoch als solche nachvollziehbar: die Semantik des Wortes »verderblich« kann sich fast nur auf den Ästhetizismus Whitmans beziehen, der so weit geht, das Paradox des Todes, in dem Trakl einen Sturz sieht, in eine Alleben-Vision aufgehen zu lassen. [110] Dialektisch verneint wird die unparadoxe Möglichkeit, ein ungebrochenes Künstlerleben zu führen und daran seine Erfüllung zu finden. Verneint wird aber auch ein unparadoxes Verständnis christlicher Inhalte, denn Trakls Auslegung des Ehegebotes zielt ja auf die Paradoxie, daß die Erfüllung dieses Gebotes im Fleischlichen geschieht und nicht in einer landläufigen Ehemoral. Eben solche Paradoxa, zu denen offenbar auch die Seligpreisung der »Armen im Geiste« gehörte, findet er *unerhört*. Dieser Duktus der paradoxen Verneinung bestimmt von Trakls Seite als Kontinuum das ganze Gespräch und macht auch ein Gutteil der Aggressivität begreiflich, die Trakl von Limbach nachgesagt wird und die soweit reichte, daß Trakl, um Dallagos Vorhaltungen zu destruieren, fallweise auch demonstrativ ins Lügen verfiel. Zur Veranschaulichung muß man sich auch vor Augen halten, daß hier ein 'reifer' Mann von 44 Jahren von einem fast zwanzig Jahre Jüngeren 'auseinandergenommen' wurde, daß also das Gespräch auch unter dem Aspekt eines weltanschaulichen Generationenkonflikts stand. Dabei standen nicht nur gegensätzliche generationsgemäße Inhalte auf dem Spiel, sondern der Protagonist der jüngeren Generation bediente sich eines ganz anderen, damals völlig

neuartigen, unerwartet tief ins gegensätzlich Bildliche gesenkten Arsenals von Ausdrucksmöglichkeiten. Daß auch die chinesischen Weisen *ihr Licht von Christus bekommen* haben, mußte abgesehen von der auch hier waltenden negativen Sinn-Komponente (sozusagen: 'Um das zu erfassen, sind wir alle zu klein') schon von der frappant-paradoxen Bildlichkeit her auf Dallago wie ein Keulenschlag wirken, obwohl er, wie sich gezeigt hat, schon vor dem Gespräch auf einen weltanschaulichen Antipoden eingestellt war. Konsequenterweise muß man auch die wenigen 'positiven' Äußerungen Trakls über seine Weltanschauung als im Grunde negativ besetzt ansehen. Das *Ich bin Protestant* fällt ja in erster Linie, um ein Ansinnen zurückzuweisen und den Partner unerwartet mit etwas für ihn völlig Unbegreiflichem zu konfrontieren; das *Christus ist Gottes Sohn* sollte durch Steigerung der Unbegreiflichkeit die Unmöglichkeit einer Weltanschauung demonstrieren, die zwar die Abkehr vom weltlichen Verfall vollzog, sich aber im Vollzug der Rückwendung zum reinen Ursprung keine Rechenschaft über die paradoxen Voraussetzungen und Zustände des Verfalls gab. Diese werden in der negativen Instanz des deus absconditus gebündelt. In der Tat mußte Dallago Trakl damals als ein schrecklicher Vereinfacher erscheinen. Und als solchem setzte er ihm auch den so schlicht klingenden, in Wirklichkeit mit Zurückweisung und Verneinung aufgeladenen Satz *Ich bin Christ* entgegen, dessen äußerste 'positive' Bedeutung vielleicht in der Aussage liegt: 'ich bin in der Hölle und habe dort zu bleiben'. Der 'strategische' Ablauf des Gesprächs, wie es von Limbach wiedergegeben ist, zeigt, daß Trakl einen derartigen Satz, der durch seine scheinbar bekenntnishafte Einfachheit prompter wirkte als ellenlange Erklärungen, in der gegebenen Situation, beim eben erreichten Stand des Gespräches einfach b r a u c h t e.

Sieht man diesen Satz und die weiteren bekenntnishaften Äußerungen aber so in die Gesprächsstruktur, die einem durchgängigen semantischen Formular entspricht, eingespannt, dann steht er auch nicht mehr in Widerspruch zur hermetisch-paradoxen Art Trakls zu dichten. Er ist ein Element der *sybillinischen, orakelhaften* Redeweise Trakls, die sich sowohl im persönlichen Umgang als auch in der Dichtung realisierte.
Auch der zweifach überlieferte Ausspruch Trakls, der bei einem Kirchweihfest in Lans als Preis ausgesetzte Kalbskopf sei »unser Herr Christus«,[111] erweist sich von der Pragmatik seines aktuellen Gesprochenwerdens her als eine total negative Sinnqualität, die von den Bauern mit ihren orthodoxen Erwartungen als Blasphemie empfunden werden m u ß t e; heute wird man sie entweder als Äußerung einer christlich-magischen Naturreligiosität oder als Signal einer teleologisch auf Christus hin ausgerichteten Kosmologie lesen. Genauso auf der Kippe zwischen Blasphemie, Naturmagie und Teleologie liest sich aber auch die Strophe aus Trakls Gedicht »Heiterer Spaziergang«, die Ficker in seinem Nachruf am Grabe als »Erinnerung der Erlöserspur« an den Schluß gesetzt hat:

»So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt;
Und leise rührt dich an ein alter Stein:
Wahrlich! Ich werde immer bei euch sein.
O Mund! der durch die Silberweide bebt.«

Als »das was abstößt«, habe Trakl, wie Leo Herland am 23.2.1914 an Ficker schreibt, »nach Adolf Loos, die Kunst geradezu definiert«. Eine ebenso wie in der Lyrik auf D i s s o n a n z aufgebaute weltanschauliche Haltung spricht somit auch aus der scheinbar so eindeutigen Äußerung *Ich bin Christ*, obwohl sie andererseits alles eher denn eine poetische Metapher ist und in keinem metaphorischen Zusammenhang steht. Dieses Ergebnis einer aus Quellenkritik hergeleiteten textlichen Deutung des Limbach-Gesprächs steht durchaus im Einklang mit heutigen Rezeptions-Gesichtspunkten, wie sie der dänische (protestantische) Theologe Jörgen I. Jensen vertritt: »Trakl ist in katholischer Umgebung protestantisch aufgewachsen. Das will sagen, daß für ihn die Religion, die er um sich sah, — die ganze kirchlich-katholische Szenerie — aus Bildern bestand, die in Gedichten ge-

braucht werden konnten; aber es waren keine religiösen Wirklichkeiten. Dieser Prozeß, in dem die religiöse Entfaltung in der Dichtung in Form von Vorstellungen festgehalten wird und gleichzeitig nicht mehr im institutionellen Sinne verpflichtend ist, muß in keinem Verhältnis zu einer Kirche verharren, auch nicht zur protestantischen; er ist in diesem Jahrhundert weit verbreitet. Aber er erfährt bei Trakl eine besondere protestantische Zuspitzung: Dieser war wirklich der modernistische Dichter-Protestant, der, wie es sich gehörte, die Bibel kannte und auch die christliche Tradition, die er aber nicht mehr praktizierte. Sein Christentum hat keine festgelegte Bedeutung, keinen Kult — insoweit i s t e r k e i n Christ, aber er kann — wie es in mehreren Aufzeichnungen von Gesprächen, an denen Trakl teilgenommen hat, wiedergegeben ist, eruptiv behaupten, er sei einer. Wenn Trakl ein Märtyrer ist, wie viele geglaubt haben, dann für diese neue Form von Protestantismus — wobei nicht an die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession oder Kirche gedacht ist, sondern an eine Mentalität, die dichterisch auf etwas Allumfassendes geht, während es gleichzeitig für die Person unmöglich ist, in einer — kirchlichen oder nichtkirchlichen — katholisch-organischen Bewußtheitsform zu leben. Die Objektivität findet sich in der Dichtung, die dadurch religiös wird, während die persönliche Religion in emotionelle Ausbrüche, in Gespräche, in Einzelsituationen plaziert wird.« [112)]

Den Reichtum an Bildern, wie er in Österreich durch die Gegenreformation in die Welt gesetzt wurde, hätte demnach Trakl im Zuge einer auf Totalität ausgerichteten poetischen Anstrengung zum allzeit zitierbaren, allseitig (wenn auch nicht willkürlich) kombinierbaren Allegorie-Arsenal gemacht, ein ungemein gefährliches Unterfangen, weil damit praktisch alle vorgegebenen religiösen Sinnerwartungen ins Relative gesetzt wurden; weil es dann möglich wurde, ästhetisch spielend tatsächlich Elemente aus der Marienverehrung in fataler sexueller Entblößung bis hin zum Lustmord darzustellen oder Bibelzitate in Naturvorgänge aufzulösen oder Luzifer mit Dädalus zu parallelisieren oder Orpheus mit Christus zu verschränken. Was Wunder, daß Trakl sich — vielleicht in einem positiven Sinne opportunistisch, als moderner Mensch inkonsequent — um sich selbst zu retten, mit paradoxaler Vehemenz immer wieder auf die Offenbarungskraft des Evangeliums berief. Im übrigen machte er sich seine Verwurzelung in der protestantischen Worttradition 'zunutze', um das freie Konstellieren von Bildern immer kontrollierter zu betreiben, diese immer ökonomischer zu verdichten, Dichtung als Ereignis am Rande eines verschwiegenen Sprachgrundes zu vollziehen. Darin kann man die Traklsche Variante einer Sprachskepsis erkennen, die sich in Österreich um die Jahrhundertwende aus dem verspäteten Nachvollzug einer wesentlich durch die Gegenreformation und deren Folgen verhinderten Worttradition ausgebildet hat. Keine Ersatzreligion wurde da wohlgemerkt konstituiert, wohl aber eine Dichtung, in der sich Christliches, so genau die Kombination mit Elementen aus der Natur oder der Antike u.a. auch erfolgte, wie immer ethisch die damit inszenierte Auseinandersetzung auch getragen war, ästhetisch aufzulösen drohte. Das hat Trakl, der Protestant, in einer abermaligen, bizarren Selbstaufhebung als Schuld empfunden, die sein Mißtrauen gegen die Befriedigung durch sein eigenes Schaffen ständig wachhielt, dem er andererseits »Stunden des Überströmens und der Freude« verdankte. [113)]

Es kommt also nicht darauf an, ob in der Dichtung sich christliche Motive gehäuft finden oder ob sie an anderen Stellen mit anderen Entstehungszeiten fehlen. Die Häufung macht diese Lyrik noch nicht zur christlichen Dichtung, das Fehlen macht sie nicht weniger christlich, wenn man den Versuch einer kompromißlosen Wirklichkeitsvergegenwärtigung in poetischen Bildern i n s g e s a m t als Zeugnis einer — auch christlich zu begreifenden — ethischen Verantwortlichkeit anerkennt. Andererseits bedeutet auch die Betonung eines christlichen Selbstverständnisses, wie sie im Limbach-Gespräch mitgeteilt ist, gleichfalls keine Abstempelung zum 'christlichen Dichter'. Die Kritiker und jene, denen sie vermutlich zu Recht eine derartige Auslegung von Trakls Selbstaussage vorwerfen [114)], bege-

hen im Grunde den gleichen Fehler: in Verkennung der damaligen Diskussion um das Christliche und des situativen Eingebundenseins der Rede-Elemente sowohl in der Lyrik als auch in den Lebenszeugnissen gelangen sie zu vorzeitigen Zuweisungen, Zurückweisungen und Zurechtweisungen. Was Limbach betrifft, so verfehlen beide den Adressaten.

III. Zur Datierung der Niederschrift des Kapitels »Der Brenner-Kreis«:

Die Frage nach der Datierung der Niederschrift muß unter zwei möglichen Voraussetzungen diskutiert werden:
(1) Entweder geschah die Niederschrift ohne vorausgegangene Notierung wichtiger Passagen in einem Tagebuch;
(2) Oder sie erfolgte auf der Grundlage eines Tagebuchs.
Setzt man (1) voraus, dann liegt zwischen der Begegnung und der Niederschrift auf jeden Fall ein zeitlicher Abstand, der überbrückende Formulierungen von der Art: »Soviel ich mich erinnere. . .« notwendig machte. Ein solcher Abstand muß nicht unbedingt groß gewesen sein, doch zeigt der Hinweis auf »Traum und Umnachtung«, das Trakl »gerade in jener Zeit schrieb«, daß es sich doch mindestens um Monate gehandelt haben muß. In grober Einteilung kann dann gesagt werden: Entweder entstand die Erinnerung vor Weihnachten 1914 und Limbach brachte sie aus Rußland nach Zürich, wo er sie bei seinen Eltern deponierte; oder sie entstand nach der Rückkehr nach Rußland im April 1915 und vor dem Ausbruch der Oktoberrevolution; oder sie entstand nach seiner Rückkehr im Spätsommer 1918, wahrscheinlicher nach dem Frühjahr 1919, als Limbach das Manuskript der »Ukrainischen Schreckenstage« abgeschlossen hatte. In diesem letzten Falle wären die autobiographischen Schriften Limbachs ihrer Entstehung nach wie folgt zu datieren: Kindheitserinnerungen bis Herbst 1913; Ukrainische Schreckenstage Herbst 1918 bis Frühjahr 1919; Russisches Erinnerungsbuch mit »Brenner«-Kapitel nach Frühjahr 1919 und grundsätzlich möglich bis Mitte Juni 1924 (Ausbruch von Limbachs Todeskrankheit). Im äußersten Fall läge also ein Abstand von etwas mehr als zehn Jahren zwischen dem erfolgten Besuch und der Niederschrift. Für einen sehr beträchtlichen Abstand spricht die von Sauermann hervorgehobene Briefstelle bei Daniel Sailer an Ludwig von Ficker, anfangs Juli 1925: »Wenn man bedenkt, daß diese Aufzeichnungen so lange Zeit nach jenen Begegnungen [durchgestrichen: ohne jed] gemacht wurden, staunt man über die Schärfe, mit der die auftretenden Personen [. . .]«. Das »ohne jed« könnte bedeuten: »ohne jede schriftliche Gedankenstütze«, würde also besagen: »ohne vorausgegangene Tagebuchaufzeichnungen«. Die Durchstreichung könnte bedeuten, daß Sailer, noch während er daran formulierte, diese Behauptung für zu weitgehend erachtete. Ob Haerle ihm aus dem Gedächtnis oder aus irgendeiner Notiz Limbachs Angaben zur Datierung gemacht hat, geht weder aus dieser Briefstelle noch aus einem sonstigen Hinweis hervor. Sailers Feststellung könnte einfach auch auf einer unwillkürlichen perspektivischen Verkürzung des Abstands zwischen der Niederschrift und Haerles Vortrag aus dem Manuskript beruhen, zumal Limbach ja erst ein halbes Jahr zuvor gestorben war. Für Haerle war jedenfalls das Wissen um eine sehr späte Niederschrift, falls er es hatte, kein Anlaß, die Authentizität zu bezweifeln: »Wie weit das Bild der Charaktere und Verhältnisse stimmt, entzieht sich natürlich meinem Urteil, aber es scheint mir lebendig und irgendwie doch wahr«, schrieb er Ende Juli 1925 an Daniel Sailer. Hier müßte natürlich, falls diese erste Voraussetzung zutrifft, eine Diskussion darüber abgeführt werden, wieviel von einer solchen Begegnung sich über zwei, fünf, acht, zehn Jahre im Gedächtnis erhält, wobei natürlich gilt, daß das Erinnerungsvermögen von Mensch zu Mensch beträchtlich variiert, und zu berücksichtigen ist,

daß Limbach ein Mensch war, der sich aus der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen ein Lebenswerk machen wollte. Bei der derzeitigen Quellenlage ist die Festsetzung der Niederschrift auf alle der angegebenen Zeiträume möglich. Am wenigsten wahrscheinlich ist sie für die Zeit von April 1915 bis zur Rückkehr Spätsommer 1918. Denn aus mehreren Erwähnungen in den »Ukrainischen Schreckenstagen« geht hervor, daß Limbach seine Manuskripte in Rußland mehrfach an einen anderen Ort verbringen mußte, um sie zu retten.[115] Nach einer Angabe von Ernst Haerle an den Verfasser ist Limbach im Spätsommer 1918 »ganz entblößt« aus Rußland zurückgekommen.[116] Am wahrscheinlichsten erfolgte die Niederschrift also, wenn sie ohne vorherige Aufzeichnungen vor sich ging, zwischen Sommer 1914 und Weihnachten 1914 oder erst nach Juli 1919.

Setzt man (2) voraus, dann ist eine Aufzeichnung von Gesprächspartien annähernd wörtlich schon jeweils am Morgen des 14. und 15.1.1914 möglich. Limbach hätte diese dann vermutlich, da die Rückreise nach Rußland offenbar sehr bald erfolgte, dorthin mitgenommen. Dann ist es möglich, daß er die Tagebücher ohne jede Überarbeitung zu Weihnachten 1914 nach Zürich zurückbrachte und dort deponierte. Oder er hat sie bereits zusammen mit einem überarbeiteten Text zurückgebracht und beides deponiert. Oder er hat nur den überarbeiteten Text deponiert und das Tagebuch (zur Fortsetzung) wieder mit nach Rußland genommen, wo er es bei seiner endgültigen Rückkehr zurücklassen mußte, es sei denn, Freunde haben es ihm später, also nach dem 8.6.1919, zugestellt. Falls er den überarbeiteten Text nicht schon zu Weihnachten 1914 zurückbrachte, kann er das Tagebuch benützt haben, wenn dieses seit Weihnachten 1914 schon in Zürich war. Er kann das Tagebuch benützt haben, wenn er nach Weihnachten 1914 und bis zur Oktoberrevolution die Überarbeitung herstellte, und es ihm gelang, diese später aus Rußland herauszubringen; er kann das Tagebuch auch benützt haben, wenn es ihm nach Sommer 1919 aus Rußland zugestellt wurde. Dann gibt es n o c h eine Möglichkeit: Limbach hat das Tagebuch zwar nie nach Zürich gebracht, aber er hat es in Rußland, bevor die Oktoberrevolution ausbrach, möglicherweise sogar während der Oktoberrevolution mehrfach wieder g e l e s e n, sodaß sich ihm der Inhalt — namentlich der Gespräche — samt den wichtigsten Formulierungen nachhaltig einprägte, sodaß er sie später bei Abfassung des Russischen Erinnerungsbuches aus dem Gedächtnis ziemlich getreu reproduzieren konnte.

Das heißt also, daß — insbesondere wenn man sich Limbachs offenkundige Feinhörigkeit für nuancierten Gesprächston vor Augen hält — unter der zweiten Voraussetzung der Rekurs auf eine authentische Gedächtnisstütze praktisch jederzeit möglich war. Einen mehrfach gelesenen Text — insbesondere im Zusammenhang mit einem Autor, von dem Limbach nach eigenem Geständnis (1919!) »nicht gelassen reden« konnte — kann man ohne weiteres auch noch nach fünf Jahren reproduzieren, ohne daß derselbe Effekt eintritt wie in Andersens Märchen vom Skandal im Hühnerstall. (»Es ist ganz sicher. . .«) Mit Klettenhammer muß man, auch nachdem hier aufgrund der derzeitigen Quellenlage alle denkbaren Möglichkeiten durchgespielt worden sind, zugeben, daß wir nicht wissen, »wann Limbach dieses Gespräch aufgezeichnet hat«[117]; hingegen erweist sich die Feststellung Sauermanns, das Gespräch sei »offensichtlich erst Jahre danach formuliert«[118], als zu apodiktisch und zu wenig differenziert. Da nachgewiesen werden kann, d a ß Limbach Tagebuch geführt hat, zählt diese skeptische Datierungsvariante zu den weniger wahrscheinlichen. Die Niederschrift m u ß zu einer Zeit und auf einer Informationsbasis erfolgt sein, die die oben nachgewiesene Präzision der Tatsachendarstellung auf alle Fälle ermöglichte.

Zusammenfassung: Das Limbach-Gespräch im Kontext des »Brenner«:

Auf Daniel Sailers brieflichen Bericht vom soeben gehörten »Brenner«-Kreis-Kapitel reagierte Ficker sofort mit einem Brief an Ernst Haerle. [119] Für das bereits weitgehend konzipierte Erinnerungsbuch fehlte ihm noch etwas, »das die Erscheinung des Dichters in ihren menschlichen Voraussetzungen vollends deutlich machen könnte«, und aus Sailers Brief war ihm klargeworden, »daß hier in den Aufzeichnungen Dr. Limbachs über jene denkwürdige Begegnung das menschliche Wesen Trakls gleichsam in seinem Grundriß erfaßt sei«. Sailer brachte das ganze Erinnerungsbuch aus Zürich mit nach Innsbruck. Ohne es noch ganz zu Ende gelesen zu haben, glaubt Ficker »versichern zu können, daß dieses Erinnerungs- und Bekenntniswerk Dr. Limbachs seine bedeutendste Hinterlassenschaft darstellt und einer späteren Generation einmal von nicht geringem zeitgeschichtlichen Interesse sein wird. Es zu Lebzeiten jener Menschen zu veröffentlichen, die im Leidenschaftsbereich dieser Erlebnisse eine Rolle spielten, scheint auch mir untunlich. Was das betrifft, müßte man — da alle mit ihrem wirklichen Namen genannt sind — die Publikation sogar über eine Generation hinaus verschieben. Auch die Bemerkung Dr. Limbachs, daß er manche Menschen und Vorfälle später in milderem Lichte sah, erfordert diese Rücksicht.« [120] Aus dieser Charakterisierung geht hervor, daß Ficker am Erinnerungsbuch insgesamt eher ein Zuviel an Authentizität zu schaffen machte, und ganz und gar nicht ein Zuwenig. Insbesondere, was das »Brenner«-Kreis-Kapitel betrifft, differenziert er in dieser Hinsicht sehr genau, wobei sich seine Beurteilung von Limbachs schriftstellerischen Fähigkeiten restlos mit dem deckt, was hier auf der Grundlage der veröffentlichten Erinnerungsbücher gesagt worden ist: »Ich war erstaunt, wie fein und eindringlich Dr. Limbach einzelne Menschen — z.B. Max v. Esterle — mit ein paar Strichen zu charakterisieren verstand. Auch Dallago, Trakl — weniger Karl Kraus und ein paar flüchtiger skizzierte Gestalten — sind in Wesen und Erscheinung vorzüglich erfaßt.«

Man kann nicht daran zweifeln, daß Ficker nach der Lektüre des »Brenner«-Kreis-Kapitels dessen Inhalt als restlos authentisch angesehen hat. Es ist hervorzuheben, daß sein diesbezügliches Urteil ausschließlich literarisch ist und daß darin nicht das Geringste auf eine weltanschauliche Voreingenommenheit hindeutet. Man muß sich vor Augen führen, wohin man gerät, wenn man ihm aus einem solchen Grunde Befangenheit vorwirft; diese kann dann nämlich nur in zweierlei bestehen: entweder war er weltanschaulich so befangen, daß ihm das klare Urteilsvermögen über die Glaubwürdigkeit eines Erinnerungszeugen abhandengekommen war, oder er durchschaute die aus dem Text sprechende weltanschauliche Befangenheit Limbachs, rückte ihn aber doch aus Gründen des eigenen weltanschaulichen Opportunismus in das Erinnerungsbuch ein. Das heißt: Ludwig Ficker hätte das Trakl-Bild im Vorausblick auf die spätere Rezeption bewußt gefälscht. Aus den erhaltenen Zeugen der Überlieferung: einer Transkription von Fickers Hand und einem Typoskript mit einigen Überarbeitungen, gleichfalls von Ficker, in einem Falle möglicherweise von Paula Schlier vorgenommen, ist klar ersichtlich, daß Ficker den Text genauestens redigiert hat. Zwar sind die Gesprächspartien offenbar völlig unverändert geblieben, nur einige Züge an Trakls äußerem Gehaben hat Ficker noch vertieft (wenn es sich bei den Zusätzen nicht um nachträglich korrigierte Abschreibfehler handelt): »Trotzdem hatte seine Erscheinung etwas ungemein Würdiges.« Es ist nicht klar, ob dieser eingeschobene Satz von Limbach oder von Ficker stammt. Sicher stammt aber von diesem die stilistische Veränderung: »Trotzdem prägte sich in seiner Erscheinung etwas ungemein Würdiges aus.« — »Trakl schwieg«, hatte Limbach nach der Auseinandersetzung um Nietzsche hingesetzt. Ficker erweiterte den Satz zu: »Trakl, der das Haupt gesenkt hatte, sah auf, maß sein Gegenüber mit einem seltsamen Blick und schwieg.« Das heißt, Ficker scheute nicht davor zurück, derartige, auf das Visuelle bezogene Details aus seiner Erinnerung an den Freund und an jenen Abend hinzuzufügen. Was für ein großangelegter Schwindel wäre

das gewesen, hätte er dies nur getan, um einem 'Bericht' über einen nichtstattgefundenen Abend oder ein völlig anderslautendes Gespräch durch Detailzüge 'glaubwürdig' zu machen!

Sei's drum! Das durch Ficker und den »Brenner« vermittelte Trakl-Bild steht nun einmal auf dem Prüfstand, seine Beurteilungen — so eindeutig sie durch das Fehlen des geringsten Widerspruchs, auch nur der geringsten Einschränkung die Authentizität des Limbachschen Textes bestätigen — sind daher keine Beweismittel, sondern gehören zum Gegenstand des Verfahrens.

»Gedichten, in denen die Aussicht auf Heilserneuerung nicht oder nur schwerlich anklingt, verschloß sich Ficker«, heißt es bei Klettenhammer.[121] Mit der gesamten Argumentationsführung, für welche diese Feststellung nur ein symptomatisches Beispiel ist, sich breitflächig auseinanderzusetzen, um zu zeigen, daß auch hier in der Hauptsache Belege aus den fünfziger Jahren zur Kennzeichnung der Trakl-Rezeption durch Ficker noch zu Trakls Lebzeiten und bald danach herangezogen worden sind, ist hier nicht möglich und nicht notwendig. Es sei nur mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Feststellung, was den Kontext betrifft, in dem die Begegnung mit Trakl ediert wurde, nicht stimmt. Welche Zeugen hat Ficker denn für sein Erinnerungsbuch herangezogen? Kraus, Däubler, Leitgeb, K.B. Heinrich, Röck. Unter diesen könnte ev. Heinrich einer überchristlichen Sichtweise 'bezichtigt' werden, aber immerhin war der erste Abschnitt seiner Darstellung als zweiter der »Briefe aus der Abgeschiedenheit« am 1. März 1913 im »Brenner« erschienen, und nichts deutet darauf hin, daß Trakl sich gegen seinen Inhalt verwahrt hätte. Schließlich Georg Trakl selbst durch seine Briefe und das Gedicht »Melancholie«, Matthias Roth und Ficker mit der Erinnerung an seinen Besuch in Krakau, in lebendigem Erzählton stilisiert und strikt auf präzise Tatsachenwiedergabe angelegt. Nirgends der Anhauch einer posthum über Trakl ausgebreiteten Atmosphäre der Verchristlichung. Am genauesten müßte man sich da noch die Arbeit von Mahrholdt ansehen, die »sozusagen unter meiner [Fickers] Kontrolle« entstanden ist[122], sich aber keineswegs dominant auf das Erscheinungsbild des gesamten Buches auswirkt. Von diesem ist zu sagen, daß es das Trakl-Bild des »Brenner« auf Jahrzehnte hinaus erstmals gültig zusammenfaßte, worauf Ficker immer wieder engagiert hingewiesen hat und was auch durch die zwei weiteren Auflagen, die gleichfalls unter seiner Kontrolle hergestellt wurden, eindeutig bestätigt ist. Und dieses Buch stand und steht unter dem von Ficker ausgewählten Motto aus Trakls Gedicht »Trübsinn I«:

»Am Abend wieder über meinem Haupt
Saturn lenkt stumm ein elendes Geschick.«

Das sind Verse, aus denen Lebenstragik in äußerster Hoffnungslosigkeit spricht, aus einem Gedicht, in dem die »Aussicht auf Heilserneuerung« ganz und gar nicht anklingt. Daß sozusagen als Kontrapunkt am Ende des Buches Ficker die bereits erläuterte Strophe aus dem Gedicht »Heiterer Spaziergang« zitiert, wird von Klettenhammer als weiterer Beleg für die Einseitigkeit der Trakl-Rezeption durch den »Brenner« angeführt. Es ist in einer Grabrede, daß Ficker diese Strophe hernimmt, und aus ihr »Erinnerung der Erlöserspur« schon in das Dunkel dieser Welt dämmern sieht. Ist das angesichts dieser Verse zuviel oder irgendwie entlegen gesagt? Es ist gesagt vorbehaltlich des vollen poetischen Eigenwerts dieser Strophe, ohne posthume Präjudizierung dessen, was den Dichter religiös bewegte.

Es sei nicht geleugnet, daß das Limbach-Gespräch in der späteren Rezeption zu Legendenbildungen geführt hat. Die Kritiker haben übersehen, daß dies Sache der späteren Rezeption ist und nicht Sache des Limbach-Gesprächs, auch nicht Sache Ludwig von Fickers, der das Erinnerungsbuch zusammengestellt hat. Es kann schon sein, daß das Gespräch auch durch Züge einer historischen Rezeption geprägt ist; dies affiziert aber nach allen beigebrachten Belegen nicht seine Authentizität, die solange unangefochten bleibt,

bis zwingende Beweise sie aufheben. Gunter Grimm setzt den Begriff 'historische Rezeption' durchaus nicht, wie die Darstellung von Klettenhammer glauben machen will (vgl. hier S.6), in Disjunktion zu 'Authentizität'. Ein Primärzeugnis historischer Rezeption kann, da der Rezipient und der Produzent des Metatextes identisch sind[123], durchaus auch zur Gänze authentisch sein oder authentische Teile enthalten. Die Kritiker suchten nach einer geschichtslosen 'Objektivität', wo es nie eine geben kann, haben sie folgerichtig auch nicht gefunden und haben deshalb versucht, das ungehorsame Objekt zu destruieren. In dieser Vorgangsweise liegt mindestens ebensoviel »weltanschauliche Voreingenommenheit und methodische Unzulänglichkeit bzw. sachliche Ungenauigkeit«[124] wie in jenen Arbeiten über Trakl, denen dies zu Recht vorgeworfen wird, nur daß etwa Limbach aus seiner Subjektivität nie ein Hehl gemacht hat, während die Kritiker sich auf ihre »oft nüchterne« »Präsentation von biographischen Fakten und literarischen Belegen« berufen. Die von Sauermann induzierte, von Klettenhammer ausformulierte These muß zurückkorrigiert werden: Nach wie vor rangiert das Limbach-Gespräch in der Trakl-Überlieferung als authentische Quelle.

Anmerkungen:

1) Eberhard Sauermann: Zur Datierung und Interpretation von Texten Georg Trakls. Die Fehlgeburt von Trakls Schwester als Hintergrund eines Verzweiflungsbriefs und des Gedichts »Abendland«. Innsbruck 1984 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 23), S. 49f.; Sieglinde Klettenhammer: Georg Trakl in Zeitungen und Zeitschriften seiner Zeit. (Kontext und zeitgenössische Rezeption), Diss. Innsbruck 1985, S. 193-197. Vorwegnehmend ist darauf hinzuweisen, daß die Kritik, die im folgenden geübt wird, sich keineswegs auf diese beiden Arbeiten in ihrer Gänze bezieht. Unbestreitbar sind darin andernorts Ergebnisse gezeitigt, die für die Trakl-Forschung von nachhaltiger Bedeutung sind. Die Auseinandersetzung mit dem Limbach-Gespräch stellt jeweils nur einen Teilaspekt dar, wobei in Sauermanns Argumentation in Knappheit die grundsätzliche Infragestellung, bei Klettenhammer der Ausbau zu einer These erfolgt.

2) Ludwig von Ficker an Ernst Haerle, Mühlau, 27.7.1925. Alle hier zitierten Briefe sind — soweit nicht anders angegeben — unveröffentlicht und werden im Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« der Universität Innsbruck aufbewahrt.

3) Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck: Brenner-Verlag 1926, S. 101-109; 2. Aufl. hrsg. v. Ignaz Zangerle, Salzburg: Otto Müller-Verlag 1959, 3. Aufl. hrsg. v. Hans Szklenar, Salzburg: Otto-Müller-Verlag, 1966, S. 117-126. Da in den späteren Auflagen der Text mehrfach geändert wurde, wird hier durchgängig nach der Erstveröffentlichung zitiert.

4) Klettenhammer (Anm. 1), S. 189.

5) ebenda, S. 190.

6) ebenda.

7) ebenda, 192f.

8) ebenda, S. 193, vgl. Sauermann (Anm. 1), S 49f., woher Klettenhammer diese Formulierung bezogen hat.

9) Hans Limbach an Ludwig von Ficker, 6.12.1919, vgl. Klettenhammer (Anm. 1), S. 193.

10) Sauermann (Anm. 1), S. 49.

11) Klettenhammer (Anm. 1), S. 193.

12) So der letzte, zusammenfassende Satz in Klettenhammers Dissertation, ebenda, S. 251.

13) So in der zusammenfassenden »Schlußbemerkung« von Sauermanns Arbeit (Anm. 1), S. 102.

14) Hans Limbach: Ukrainische Schreckenstage. Erinnerungen eines Schweizers. Bern: Verlag von A. Francke, 1919, S. 123. Für dieses »freundliche Gedenken« bedankt sich Ficker bei Limbach am 20.5.1919.

15) Max von Esterle: Karikaturen und Kritiken. Hrsg. v. Walter Methlagl und Wilfried Kirschl. Salzburg o.J. [1971] (= Brenner-Studien, Sonderband 1), S. 233. Über das Schicksal Esterles während der Gefangenschaft wird Limbach von Ficker mehrfach informiert.

16) Ernst Haerle: Hans Limbach. In: Der Brenner. Hrsg. v. Ludwig von Ficker. 9. Folge, Herbst 1925, S. 287f. Der Brenner fortan zit. als B mit Jahrgang (Folge) in römischen und Seitenzahl in arabischen Ziffern.

17) o.O., 1.1.1915.

18) Karl Röck: Tagebuch 1891-1946. Hrsg. v. Christine Kofler. 3 Bde. Salzburg 1976 (= Brenner-Studien, Sonderband 2-4), Bd. 1, S. 179.

19) Hans Szklenar: Beiträge zur Chronologie und Anordnung von Georg Trakls Gedichten auf Grund des Nachlasses von Karl Röck. In: Euphorion 60, 1966, S. 222-262, hier S. 232.

20) Mitteilung Ludwig von Fickers an den Verfasser; vgl. Ludwig von Ficker: Denkzettel und Danksagungen. Reden und Aufsätze. München 1967, S. 327.

21) Klettenhammer spricht von »einem heftigen Auftritt« Trakls (Anm. 1, S. 190).

22) Vgl. nebenstehende Abbildungen. Der Brief ist im Brenner-Archiv unter Limbachs Briefen an Ficker — als deren erster — eingereiht. Die Identifizierung Trakls als Adressaten und die Zuordnung der Bildbeilage erfolgt durch den Verfasser.

23) B IV, H.11 (1.3.1914), S. 467-478, H.12 (15.3.1914), S. 515-531, H.13 (1.4.1914), S. 565-578. Später als Broschüre im Brenner-Verlag.

24) Vgl. Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg 1976 (= Brenner-Studien 3), S. 93.

25) Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 10.6.1914.

26) Für die Zusendung von Haeckers Kierkegaard-Schrift: Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit. München: Schreiber, 1913, bedankt sich Dallago bei Ficker am 8.12.1913; Trakl hätte also, wenn seine Rückkehr aus Wien tatsächlich am 30.11. erfolgte (vgl. Röck: Tagebuch Bd. 1, S. 178), fast eine Woche Zeit gehabt, um dieses Buch, das Ficker als eine Sensation empfand, vorher zu lesen, wenn nicht überhaupt davon gleich mehrere Exemplare angeschafft wurden.

27) Klettenhammers Darstellung erweckt den Eindruck, als befänden wir uns — abgesehen von Röcks Tagebuchaufzeichnung Bd. 1, S. 179 — quellenmäßig vollkommen im luftleeren Raum. Vgl. Klettenhammer (Anm. 1), S. 189f.

28) Daniel Sailer an Ludwig von Ficker, Zürich [anfangs Juli 1925], mit Beilage.

29) Ernst Haerle an Daniel Sailer, [Ende Juli 1925], Hans Limbach +, B IX, S. 287.

30) Hans Limbach: Aus meiner Kindheit. Erinnerungen und Bekenntnisse. Zürich: Druck der Genossenschaft »Paxo« o.J. [1920]. Mit Widmung in Fickers Bibliothek.

31) Hans Limbach an Ludwig von Ficker, 27.3.1920.

32) Limbach: Aus meiner Kindheit, S. 145.

33) Z.B. gibt es von Franz Kranewitter und Josef Leitgeb Beschreibungen der äußeren Statur von Esterle und Dallago, von Karl Borromäus Heinrich die Beschreibung Trakls, vgl. Erinnerung an Georg Trakl, S. 90f., S. 97-99, und hier S. 13.

34) Daniel Sailer an Ludwig von Ficker, Zürich [anfangs Juli 1925], Beilage.

35) Hans Limbach an Ludwig von Ficker, 8.6.1919.

36) Hans Limbach an Ludwig von Ficker, 27.3.1920.

37) Hans Limbach an Ludwig von Ficker, 8.6.1919.

38) Limbach: Ukrainische Schreckenstage, S. 4.

39) Limbach: Aus meiner Kindheit, S. 5.

40) ebenda, S. 138.

41) ebenda, S. 141f.

42) ebenda, S. 144f.

43) ebenda.

44) Daniel Sailer an Ludwig von Ficker, Zürich [anfangs Juli 1925] und Sauermann (Anm. 1), S. 49, Anm. 211.

45) Ukrainische Schreckenstage, S. 31.

46) Immanuel Limbach an Ludwig von Ficker, 15.12.1914: »Dann hatte ich eine Unterredung mit der Witwe meines Bruders. Wir beschlossen, Ihnen den Vorschlag zu machen, ob Sie vielleicht das letzte nachgelassene Tagebuch meines Bruders, das außerordentlich wertvoll in seiner Richtung u. sicher von tiefer und bleibender Bedeutung ist, im 'Brenner' aufnehmen wollten?«

47) Vgl. Georg Trakl an Ludwig von Ficker, [Wien, 19.XI.1913] und [Wien 20.XI.1913].

48) Szklenar (Anm. 19), S. 231.

49) B IV, S. 338.
50) B IV, H.5 (1.12.1913), S. 205.
51) Szklenar (Anm. 19), S. 227.
52) Röck (Anm. 18), Bd.1, S. 189.
53) Stieg (Anm. 24), S. 264-271.
54) HKA I, 530.
55) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 520.
56) ebenda.
57) B IV, H.13 (1.4.1914), S. 573.
58) Röck (Anm. 18), Bd.1, S. 189.
59) Klettenhammer (Anm. 1), S. 193.
60) Ficker (Anm. 20), S. 72.
61) F.M. Dostojewski: Raskolnikows Schuld und Sühne. Roman. Berlin o.J., übers. v. Paul Schwarz, S. 13 f.
62) Röck (Anm. 18), Bd.1, S. 205.
63) ebenda, S. 179.
64) Das »mich wie dieser. . . anmutend« bezieht sich grammatisch auf Weinberger, sinngemäß jedoch auf Marmeladow.
65) Vgl. Szklenar (Anm. 19), S. 228, insbes. Anm. 28.
66) B IV, H.3 (1.11.1913), S. 97-108, hier S. 104 und 105.
67) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 518.
68) B IV, H.11 (1.3.1914), S. 474.
69) Z.B. B IV, H.11 (1.3.1914), S. 475 f.
70) B IV, H.5 (1.12.1913), S. 202.
71) B IV, H.10 (15.2.1914), S. 428 f., vgl. B IV, H.12 (15.3.1914), S. 522.
72) HKA I 518 f.
73) Carl Dallago an Ludwig von Ficker, 19.2.1914.
74) B VI, H.9 (anfangs April 1921 — geschr. Mai-Oktober 1920), S. 679.
75) Gemeint ist die eben damals erschienene »Erinnerung an Georg Trakl«.
76) Auch Röck notiert nur lakonisch: »[Sailer] erzählt mir, was Limbach in seinem Tagebuch über mich geschrieben.« Röck (Anm. 18), Bd.1, S. 369.
77) B IV, H.11 (1.3.1914), S. 471.
78) B IV, H.13 (1.4.1914), S. 568.
79) B IV, H.1 (1.10.1913), S. 1-10.
80) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 529.
81) B IV, H.7 (1.1.1914), S. 305 f., geschrieben vermutlich im Dezember 1913, vgl. HKA II 203.
82) Otto Weininger: Geschlecht und Charakter. 5. Aufl. Wien-Leipzig 1905, XIV. Kapitel: Das Weib und die Menschheit, S. 453-472.
83) Vgl. dazu Fickers spätere Auffassung in »Denkzettel und Danksagungen«, S. 117-119.
84) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 521.
85) B IV, H.13 (1.4.1914), S. 575.
86) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 557.
87) Hans Limbach an Carl Dallago, 14.6.1914.
88) B IV, H.5 (1.12.1913), S. 208, entstanden wahrscheinlich August 1913, vgl. HKA II 178.
89) Vgl. B IV, H.5, S. 244, und im Unterschied dazu den Vorlesungszettel, HKA II 719.
90) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 557.
91) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 525.

92) B IV, H.9 (anfangs April 1921), S. 682f. Alfred Doppler sieht andererseits eine auffallende Parallele zwischen Dallagos erster Äußerung und Trakls Gedicht »Die Verfluchten«. Vgl. A.D.: »Der Brenner« als Kontext zur Lyrik Georg Trakls. In: Die Andere Welt. Aspekte der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Hellmuth Himmel zum 60. Geburtstag. Bern-München 1979, S. 352.

93) Klettenhammer (Anm. 1), S. 191.

94) Carl Dallago: Das Buch der Unsicherheiten. Streifzüge eines Einsamen. Leipzig 1911.

95) ebenda, S. 142-144.

96) B IV, H.12 (15.3.1914), S. 517.

97) Vgl. hier S.

98) Zit. nach: Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift 2, Herbst 1967, S. 90.

99) Ludwig von Ficker an Ernst Haerle, 27.7.1925.

100) Neue Zürcher Zeitung, 21.8.1915, Feuilleton.

101) Immanuel Limbach an Ludwig von Ficker, 15.12.1924.

102) B IV, H.19 (1.7.1914), S. 815-849, B IV, H.20 (15.7.1914), S. 869-886.

103) In: Wort im Gebirge. Schrifttum aus Tirol 1, 1949, S. 14-30, hier S. 21-23.

104) Kopie im Brenner-Archiv, S. 92.

105) Ludwig von Ficker an Ernst Haerle, 7.7.1925. — Dies ist ein direkter Hinweis darauf, daß die Begegnung auf die geschilderte Art in Fickers Wohnung stattgefunden hat.

106) Karl May: Winnetou III. Reiseerzählung. Hrsg. v.E.A. Schmid. Wien-Heidelberg o.J., S. 241.

107) HKA I 507.

108) Neue Zürcher Zeitung, 21.8.1915, Feuilleton.

109) HKA I 519.

110) Vgl. Erinnerung an Georg Trakl, S. 12f.

111) Vgl. Röck (Anm. 18) Bd.1, S. 240: »Es mag auch sein, daß Trakl mir damals beim Isserwirt erzählte von dem Kalbskopf, welchen dort Bauern an einem festlichen Sonntag bei einem 'Glückstopf' als 'Best' gewinnen konnten; dies löste bei ihm einen Anfall heiligen (andere würden sagen hysterischen) Abscheus oder Grauens aus und — auf den blutigen Kopf hinweisend — sagte er zu den Bauern: 'Unser Herr Jesus!' Ob welcher fürchterlichen, ihrer sachlichen Gefühlsfestigkeit natürlich unfaßbaren, daher ihnen nur lästerlich erscheinenden Rede sie ihn dann wohl hinauswerfen wollten.« Und Erwin Mahrholdt: Der Mensch und Dichter Georg Trakl. In: Erinnerung an Georg Trakl, S. 53f.: An mehreren Stellen von Mahrholdts Arbeit erscheint deutlich Karl Röck als Informant. Wahrscheinlich hat Röck Mahrholdt von dem Vorfall etwa in der Art erzählt, wie er im Tagebuch festgehalten ist. In diesem Falle ist Röcks Bericht als Primärinformation anzusehen, Mahrholdts Erwähnung als deren Derivat.

112) Jörgen I. Jensen: Sösterens Manestemme. Om Georg Trakl. In: Den bla Port. Tidskrift for Litteratur (Kopenhagen), Jg. 1, 1985, S. 20.

113) HKA I 525.

114) Vgl. Klettenhammer (Anm. 1), S. 189, Anm. 3.

115) Limbach: Ukrainische Schreckenstage, S. 48, 66f., 110, 116.

116) Ernst Haerle an Walter Methlagl, Küsnacht, 4.12.1967.

117) Klettenhammer (Anm. 1), S. 190.

118) Sauermann (Anm. 1), S. 49.

119) Ludwig von Ficker an Ernst Haerle, 7.7.1925.

120) Ludwig von Ficker an Ernst Haerle, 27.7.1925.

121) Klettenhammer (Anm. 1), S. 196.

122) Ludwig von Ficker an Ernst Haerle, 7.7.1925.

123) Gunter Grimm: Rezeptionsgeschichte. Zit. bei Klettenhammer (Anm. 1), S. 193. Bei Grimm vgl. v.a. S. 73, 77, 110f.

124) Sauermann (Anm. 1), S. 102.

Mitteilung der Herausgeber:

In der Überzeugung, ein Fortschritt in der Trakl-Forschung ergebe sich nicht zuletzt aus Auseinandersetzungen, soll die Untersuchung Walter Methlagls hier ohne Kommentar des verantwortlichen Herausgebers, Eberhard Sauermann, veröffentlicht und in der nächsten Nummer der Zeitschrift mit Stellungnahmen der angesprochenen Trakl-Forscher Klettenhammer und Sauermann konfrontiert werden.

W.M. E.S.

Anton Unterkircher:

Der Briefwechsel Ludwig von Fickers. Auswahl und Kommentar.

In Kürze wird der erste der auf vier Bände angelegten Ausgabe des Briefwechsels Ludwig von Fickers (hrsg. von Franz Seyr, Ignaz Zangerle, Walter Methlagl, Anton Unterkircher) im Otto Müller Verlag, Salzburg, erscheinen. Er enthält 263 Briefe von und an 94 Briefpartner und umfaßt den Zeitraum von den ersten Anfängen des »Brenner« (1909) bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Neben dem editorischen Bericht, einer methodologischen Vorbemerkung zum Kommentar und einem ausführlichen Einzelstellenkommentar im Anhang enthält der Band auch einen Bildteil mit Photos von Ludwig von Ficker und seiner Familie, von den wichtigsten »Brenner«-Mitarbeitern, Karikaturen und einigen Bildern von Innsbruck und Umgebung aus der damaligen Zeit.

Der Briefwechsel wurde noch zu Lebzeiten Ludwig von Fickers und mit seiner Einwilligung in Angriff genommen. Anfang der 70er Jahre lag ein erstes editionsfertiges Manuskript vor. Erst 1983 konnte die Arbeit wieder (intensiv) aufgenommen und — aufgrund einer neuen Rezeptionssituation und -erwartung — eine endgültige Auswahl getroffen werden. Es ist zu hoffen, daß sich die lange Entstehungszeit positiv auf die Qualität dieser Ausgabe ausgewirkt hat; jedenfalls kann im Rückblick gesagt werden, daß manche Fehlplanung nicht zur Ausführung gelangt ist. Vor allem konnte man jetzt auf Forschungsergebnisse zurückgreifen, die gegenüber dem Stand der 60er Jahre bedeutend angereichert und abgesichert worden sind.
Ausgangspunkt für die Rekonstruktion des Briefwechsels waren die ca. 12.000 an Ficker gerichteten Briefe, die sich mit einigen wenigen Ausnahmen (Else Lasker-Schüler) im Brenner-Archiv im Nachlaß Ludwig von Fickers befinden. Von Ficker selbst haben sich im Nachlaß insgesamt ca. 2.000 Briefe in hand- oder maschinschriftlichen Originalen bzw. Kopien erhalten. Die Anzahl der vor dem Ersten Weltkrieg erhaltenen Briefe von Ficker ist sehr gering; die Korrespondenz mußte daher auf weite Strecken und nach vielen Seiten hin aus den Gegenbriefen rekonstruiert werden.
Allein die große Fülle des Materials stellte die Herausgeber vor nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Eine Gesamtausgabe der Briefe hätte der Frage nach dem Verhältnis von Aufwand und erwartbarem Nutzen nicht standgehalten und wäre auch praktisch nie realisierbar gewesen, wie man überhaupt in Zukunft von Gesamtausgaben — wegen der Überfülle an erhaltenem Material in den Nachlässen des 20. Jahrhunderts — immer mehr wird absehen müssen. Die selektierende Funktion, die dem Herausgeber auch bisher oblag, hat sich damit noch erweitert. Seine Stellung vor allem der Literaturwissenschaft gegenüber ist noch wichtiger geworden, denn seine editorische Entscheidung, d.h. sein literaturtheoretischer Standpunkt, konstituiert ja weitgehend das Erkenntnisobjekt der Literaturwissenschaft. Es geht — auch in der Ficker-Briefausgabe — nicht mehr nur um die Frage, wie man die Texte ediert — dies wird zwar weiterhin eine zentrale Aufgabe der Edition bleiben —, sondern ob diese Texte überhaupt mitgeteilt werden oder nicht.
Es mußte also eine möglichst repräsentative Auswahl getroffen werden, eine Auswahl, die bewußt den *Mut zur Lücke* von seiten der Herausgeber miteinschließt. Die Stärke der Ausgabe liegt sicher darin, daß sie einen Querschnitt bietet, zum einen was die Art und Vielfalt der enthaltenen Brieftypen, zum anderen was die scheinbar bunt zusammengewürfelte Vielzahl der Briefpartner betrifft. Mitteilungen über den persönlichen Zustand stehen — oft im selben Brief — neben hochaktuellen Auseinandersetzungen philosophischer, ästhetischer und literarischer Art. Wie sehr Ludwig von Ficker in seinen Briefen vor allem *Mensch* war, sich Zeit nahm für seine 'Schützlinge', zeigen viele seiner Briefe bzw. Reak-

tionen seiner Briefpartner. Immer wieder entschuldigt sich Ficker, daß er wegen Mangel an Zeit nicht dazu gekommen sei zu schreiben und daher dieses sein Schreiben auf einen günstigeren Zeitpunkt verschoben habe, wo er Muße für eine ausführliche und sorgfältige Mitteilung fand (Ficker hat für viele seiner Briefe dutzende Entwürfe verfaßt). Josef Georg Oberkofler, gebürtiger Südtiroler, schrieb am 6.9.1912 an Ficker: »Am teuersten ist mir der Brief, ich habe ihn unzähligemal gelesen und jedesmal ward es mir klarer und deutlicher zum Bewußtsein: Du hast jemand gefunden, der dir wirklich gut will. [. . .] Ich bitte Sie: seien Sie mir ein Mentor. Ich möchte diese köstliche Ruhe, die Sie immer bewahren, dieses durch und durch Selbständige im Denken und Erleben — die ganze Unabhängigkeit von Ihnen lernen. Und das ist's, was Ihr Brief mit den guten Worten aus mir gehoben hat; im Stillen habe ich mich immer gesehnt. Ich will aufatmen, frei sein.«
Ficker hat sich auch nicht gescheut, ihm von den jungen Autoren zur Veröffentlichung zugesandte Manuskripte zurückzuweisen oder Korrekturvorschläge anzubringen, wenn sie seinem außerordentlichen Gespür für das literarisch Wertvolle nicht entsprachen, und hat mit seinem Urteil gar manchem den richtigen Weg gewiesen. Paul Hatvani, der zwischen 1965 und 1975 einige bedeutende Aufsätze über den Expressionismus verfaßt hat, schickte an Ficker sein 1913 erschienenes Buch »Salto mortale«. In einem Brief an den Otto Müller Verlag vom 26.9.1966 erinnerte er sich: »[. . .] offenbar hatte ich Herrn von Ficker damals um ein Urteil über mein Buch 'Salto mortale' gebeten. Es war dies völlig mißlungen und hätte in dieser Form niemals erscheinen dürfen, was sich aber der junge Mensch, der ich damals war, nicht voll eingestehen wollte. Der Brief, den mir darüber Herr von Ficker geschrieben hat, (23.II.1914), ist mir, seit ich ihn hatte, immer sehr nahe gewesen und hat mir auch später manch 'inneren Rat' geben können; ebenso auch das Schreiben vom 21.IV. des gleichen Jahres. Daß sich Herr von Ficker mit den Krisen eines jungen Menschen so innig beschäftigen konnte, empfinde ich noch heute als ehrenvoll.«
Selten stehen daneben auch kurze, in Krausscher Manier abgefaßte Schreiben, zumal dort, wo es galt, die einheitliche Linie des »Brenner« zu wahren. Aber der Leser wird auch manchmal zum Schluß kommen: hier wurde geirrt. Denn die Herausgeber beabsichtigen — bei allem Respekt vor der Lebensleistung Ludwig von Fickers — dennoch nicht, nachträglich, für alles und jedes, was im Ausstrahlungsbereich des »Brenner« geschehen ist, eine Rechtfertigung zu liefern.
Nicht weniger breit gestreut und bunt durcheinandergewürfelt sind die Briefpartner. Dem unentwegten Briefbeantworter war es im Grunde gleichgültig, ob ein Briefpartner im sogenannten geistigen Leben eine Rolle spielte oder nicht. Dies führt dazu, daß in der Ausgabe Briefe von (zumindest heute) nahezu Unbekannten wie Ludwig Seifert, Victor Bitterlich, Richard Huldschiner, Hans von Hoffensthal, Leo Branczik, Carl Dallago, Leo Herland, Franz Alfons Helmer u.a. völlig gleichwertig neben solchen von wohlbekannten Persönlichkeiten wie Karl Kraus, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein, Theodor Däubler, Albert Ehrenstein, Hermann Broch, Theodor Haecker, Else Lasker-Schüler, Adolf Loos, Thomas und Heinrich Mann, Johannes R. Becher stehen, wobei man bedenken muß, daß einige dieser heute klingenden Namen aus der Vielzahl der Literaten und Denker damals eben nicht herausragten bzw. daß deren Begabung erst von Ludwig von Ficker erkannt worden ist. Dieser Briefband und im folgenden die drei weiteren legen erst annähernd offen, in welchem Umfang Ficker als Entdecker und Förderer literarischer Begabungen durch mehrere Generationen hindurch zu gelten hat.

Der erste Briefband spiegelt vielfältig die Aufbruchsstimmung der jungen und jüngsten Künstler-Generation. Daß dieser Aufbruchswille auch schon Keime bevorstehender Zusammenbrüche in sich trug, ist in den ersten Briefen noch nicht zu spüren. Auch wenn Ficker überhaupt politische Themen ungern berührte, konnte er sich, je näher der Kriegsausbruch rückte, solchen Zeichen der Zeit, die ihm auch brieflich zugetragen wurden, immer weniger entziehen.

Der Band setzt mit dem Jahre 1909 ein. Obwohl Fickers Briefwechsel bis zur Jahrhundertwende zurückreicht, schien den Herausgebern erst in diesem Jahr in der Auseinandersetzung mit der tirolischen Zeitschrift für Literatur, Kunst und Leben »Der Föhn« und damit auch mit der aktuellen tirolischen Situation die nötige Spannung gegeben; nicht zuletzt soll der Briefwechsel ja die Geschichte des »Brenner« dokumentieren. In der Folge verdichtet sich der Briefwechsel zu Begegnungen und Auseinandersetzungen von großer Intensität und Tragweite: ein grundsätzlicher Konflikt mit der tirolischen Kunst und Literatur, konsequent verbunden mit dem Verzicht, Kunst und Kultur mit eben diesem Wort 'tirolisch' zu apostrophieren; Max von Esterles »Innsbrucker Kunstschau« und Ludwig von Fickers Glossen über aktuelle Zu- und Mißstände in der — im bewußten Gegensatz zum »Föhn« gegründeten — Zeitschrift »Der Brenner« sorgen für genügend Zündstoff. Der Briefwechsel spiegelt das Verhältnis des Malers Egger-Lienz zum »Brenner« wider, das freundschaftlich beginnt und mit der Stornierung des »Brenner«-Abonnements endet. Dazu kommen immer wieder Auseinandersetzungen zwischen Ficker und seinen Mitarbeitern bzw. unter diesen selbst. Durch Carl Dallagos Beitrag »Nietzsche und der Philister« leistete der »Brenner« einen Beitrag zur damals aktuellen Diskussion um das von der Schwester des Philosophen vermittelte Nietzsche-Bild, in die Frau Elisabeth Förster-Nietzsche selbst eingriff. Zur selben Zeit wurden Beziehungen zu den Zentren der damaligen Avantgarde in Berlin (Herwarth Walden, August Stramm), zum Prager Kreis und nach Wien geknüpft. Vor allem Karl Kraus, den sich Ficker zum Vorbild genommen hatte, hat aktuelle Auseinandersetzungen um seine Person und seine Satire in der »Fackel« in den »Brenner« hineingetragen, die mit der »Rundfrage über Karl Kraus« ihren Höhepunkt fanden. Durch Theodor Däubler, der zu den italienischen Futuristen in enger Beziehung stand, gab es Beziehungen zu Italien. In der florentinischen futuristischen Zeitschrift »La voce« wurde der »Brenner« besprochen. Die Kontroversen und Begegnungen ziehen sich oft über längere Zeiträume hin und werden dementsprechend oft und von mehreren Partnern beleuchtet und diskutiert. Waren die Beziehungen zu den einzelnen Gruppen, die in sich nicht homogen waren, auch unterschiedlich intensiv, so wird doch ein sich immer weiter verzweigendes Geflecht von Beziehungen sichtbar, an dessen Ausgangspunkt Ludwig von Ficker und seine Zeitschrift standen. Mit jedem Brief fügt sich ein bunter Stein nach dem anderen in einem Mosaik, das sich immer deutlicher als ein Bild des geistigen und kulturellen Lebens der damaligen Zeit zu erkennen gibt.

Die Art der brieflichen Kontaktnahme erfolgte dabei sehr verschieden. Es kam in vielen Fällen nur zu punktuellen, vorübergehenden Berührungen, wie das etwa bei Hugo Ball, Felix Grafe, Georg Kulka, August Stramm, Iwan Goll, Thomas und Heinrich Mann, Max Mell, Josef Popper-Lynkeus, Karl Schönherr, Herwarth Walden, Frank Wedekind, Anton Wildgans der Fall ist. Peter Altenberg, Peter Baum, Richard Dehmel, Otto Rommel, Robert Scheu, Arnold Schönberg, Franz Werfel, Stefan Zweig, kamen durch die »Rundfrage über Karl Kraus«, die in dieser Ausgabe nach den Originalmanuskripten und der Begleitkorrespondenz vollständig wiedergegeben wird, in einen einmaligen schriftlichen Kontakt. Zum Teil war es eine längere oder kürzere Phase der literarischen Konfrontation mit dem Ziel eines »Brenner«-Beitrages: dies prägt die Korrespondenzen mit Hermann Broch, Josef Georg Oberkofler, Will Scheller, Otto Alscher, Johannes R. Becher, Victor Bitterlich, Otto Pick, Else Lasker-Schüler u.a.. Teilweise wickelte sich jedoch die briefliche Konfrontation über Jahrzehnte hin in wechselnden Phasen der Annäherung und Distanzierung ab, wie dies etwa im Briefwechsel mit Carl Dallago (von 311 im Zeitraum des ersten Bandes erhaltenen Briefen wurden nur 22 aufgenommen), Robert Michel (von 85 nur 1!, dafür aber mehrere von Ficker an Michel), Karl Kraus, Theodor Haecker, Ludwig Wittgenstein der Fall ist.

Aufgrund der herausragenden Bedeutung für die jeweilige Forschung ist ein Teil der in der Ausgabe vorgelegten Korrespondenzen andernorts bereits zur Gänze oder teilweise veröf-

fentlicht. Dies trifft selbstverständlich bei Georg Trakl zu, aber auch bei Else Lasker-Schüler, Ludwig Wittgenstein und Hermann Broch. In allen Fällen wurde jedoch die Aufnahme zumindest einer repräsentativen Auswahl für notwendig gehalten, denn die bisherigen Veröffentlichungen erfolgten entweder in grundsätzlich verschiedenem Kontext oder überhaupt auf eine Art, die wichtige Entstehungszusammenhänge und Verflechtungen nicht ausreichend sichtbar machen konnte. Der Briefwechsel Trakls erhält beispielsweise durch die Einbettung in die Korrespondenzen Fickers mit der damaligen literarischen Avantgarde eine Gewichtung, die in der isolierten Veröffentlichung notgedrungen fehlt. Nicht Georg Trakl, sondern Ludwig von Ficker und der »Brenner«, dessen — allerdings wichtiger — Mitarbeiter er war, stehen im Mittelpunkt. Trakl war damals nicht 'einer der größten Lyriker dieses Jahrhunderts', sondern ein unbekannter Dichter, dessen Begabung nur ganz wenige — wenn auch sehr schnell — erkannten und der im 'Brennerkreis' Heimat und Hilfe gefunden hat, zumindest soweit, als ihm überhaupt zu helfen war.

Damit aber eine Briefausgabe auch lesbar wird, bedarf sie einer gründlichen und sorgfältigen Kommentierung. Denn ein Brief kann zwar rein semantisch verstanden werden, sein historisches Umfeld, der Absender und der Adressat sowie im Brief enthaltene Anspielungen auf Sachverhalte bedürfen der näheren Erläuterung.
Nach wie vor ist aber in der Editionswissenschaft die Reflexion über die Funktion des Kommentars gegenüber der Reflexion textkritischer Vorgangsweisen beträchtlich im Rückstand, und die Literaturwissenschaft ist weit entfernt von einer Einigung darüber, was ein Kommentar im ganzen und im einzelnen zu leisten hat. Grundsätzlich vertreten die Herausgeber die Ansicht, daß in einer Studienausgabe — und als solche ist der Briefband konzipiert — dem Kommentar keine geringere Bedeutung zukommt als in einer historisch-kritischen Ausgabe. Dies gilt natürlich auch dann, wenn eine Edition — wie in diesem Fall — einem möglichst breiten Publikum zugänglich gemacht werden soll und nicht nur dem wissenschaftlich interessierten Leser. Dies erfordert eine Absicherung der Quellen ebenso wie das Erklären von Sachverhalten, die nicht so ohne weiteres zu den Inhalten einer sogenannten höheren Bildung gehören. Natürlich wird deshalb nicht jedes Fremdwort, das im Fremdwörter-Duden ohne weiteres nachschlagbar ist, im Kommentar erläutert. Bei Größen wie Karl Kraus, Georg Trakl, Frank Wedekind, Else Lasker-Schüler wurden die Angaben strikt auf die Situation bezogen, in der sie im Zusammenhang mit der brieflichen Mitteilung jeweils auftreten. So wurde etwa eine biographische Grunderläuterung zu Thomas Mann für den Verstehenszusammenhang als überflüssig angesehen. Von Georg Trakl hingegen wird seine Biographie an der jeweiligen Stelle im Kontext in einer Weise eingebettet, die dem entsprechenden Geschehen angemessen ist. Auf die Identifizierung weniger bekannter Persönlichkeiten — grundsätzlich gilt das für jeden im Brieftext vorkommenden Namen — wurde großer Wert gelegt, wobei gesagt werden muß, daß auch hier die Grenzen quellenmäßiger Erschließung irgendwann erreicht waren, vor allem wenn der energiemäßige Aufwand in keinem Verhältnis zum erwartbaren Nutzen stand. In allen Fällen, wo dies möglich war, wurde sowohl zu Personen als auch zu Sachverhalten weiterführende Literatur angegeben, um dem Leser eine tiefergehende Aufhellung der Tatsachen zu ermöglichen.
Daß sich die Herausgeber für einen Einzelstellenkommentar im Anhang entschieden haben, hat einmal die ökonomische Begründung: um Platz zu sparen. Der Einzelstellenkommentar bietet aber auch die Möglichkeit, eine Stelle zu klären, die nicht so ohne weiteres in einen größeren Zusammenhang einzuordnen ist. Andrerseits verstehen sich die Erläuterungen als Stationen in einem Erkenntnisprozeß, der mit dem Weiterlesen immer mehr vorangetrieben wird. Eine einzelne Stelle muß aber auch nur soweit erklärt werden, als es der inhaltliche Zusammenhang erfordert. Es muß dadurch nie weiteren Ereignissen vorgegriffen werden, was eine Vorwegnahme der Spannung bedeuten würde; zudem bietet ja

auch die Einzelstelle die Möglichkeit, einen übergreifenden, mehrere Stellen zusammenziehenden Kommentar zu verfassen.
Insgesamt wurde der Kommentar hergestellt mit dem Ziel, den Leser alles wissen zu lassen, was der Autor des Briefes nachweislich sagen wollte und was der Empfänger des Briefes aus seiner Situation heraus verstehen konnte. Der Leser sollte dadurch einerseits zum Zeitgenossen des Briefschreibers und -empfängers werden, andrerseits aber sollte er sich aufgrund der inzwischen angereicherten Quellenkenntnis grundsätzlich darüber erheben.

Der zweite geplante und bereits in Angriff genommene Briefband des Briefwechsels Ludwig von Fickers wird ungefähr die gleiche Anzahl an Briefen, von Juli 1914 bis zum Erscheinen der neunten Folge des »Brenner« im Herbst 1925 enthalten. Die fünfte Folge des »Brenner«, im Februar 1915 als Jahrbuch erschienen, zeigt sich, auch in einer Charakterisierung durch Ficker selbst, in einer neuen, konzentrierten, »von allem Beiläufigen gereinigten Gestalt«. Mit der neunten Folge des »Brenner« fand eine Phase der kulturkritischen und weltanschaulichen Neubesinnung nach dem Ersten Weltkrieg ihren Abschluß.
Der Band enthält alle Briefe in bezug auf die Wittgenstein-Spende, die mit der umliegenden Korrespondenz rekonstruiert wird. In diesen Zeitraum fällt auch Trakls Tod, was gegen Ende 1914 eine große Briefdichte zur Folge hat. Die Geschichte des »Brenner«-Jahrbuchs, Ficker im Krieg, das Wiedererscheinen des »Brenner« im Herbst 1919 mit neuen Mitarbeitern: Ferdinand Ebner und Anton Santer (Bruno Sander), die Skandallesung von Karl Kraus in Innsbruck am 4.2.1920, große Schwierigkeiten bei der Finanzierung des Brenner Verlags, aber auch eine innere Krise des »Brenner« durch das zeitweilige Ausscheiden Theodor Haeckers und das völlige Ausscheiden Carl Dallagos — der Hauptfigur des frühen »Brenner« — werden, neben vielen anderen Auseinandersetzungen und Begegnungen, den Inhalt des zweiten Bandes ausmachen.

Im folgenden werden nun einige Briefe aus dem vorgestellten ersten Band vorabgedruckt, um zu zeigen, wie sich Auseinandersetzungen im Briefwechsel äußern bzw. wie sie kommentiert werden. Aus diesen wenigen Briefbeispielen geht einmal hervor, welch herausragende Stellung Carl Dallago in der Zeitschrift eingenommen hat. Ficker hat den »Brenner« nicht zuletzt wegen Carl Dallago gegründet, den er auch anderen Mitarbeitern gegenüber bevorzugt hat, wie er überhaupt seinen 'Schützlingen' nicht nur im Wort, sondern auch in der Tat beigestanden ist. So hat er z.B. Georg Trakl in seinen Bemühungen, seinen ersten Gedichtband zu veröffentlichen, stark unterstützt und nachweislich zwei Briefe Georg Trakls an den Kurt Wolff Verlag formuliert. Die unten abgedruckte Auseinandersetzung Ficker-Zilsel dürfte in bezug auf die Stellung Kraus' zu Ficker und zum »Brenner« für sich sprechen.

9 Von Max von Esterle

Bozen, den 2. Feber 1910

Sehr geehrter Herr von Ficker,

Wenn mich zwar auch Ihre Zustimmung zur übermittelten Kenntnisgabe Ihres Briefes einerseits beruhigt, kann ich mich eines taktischen Fehlers doch nicht lossprechen. Ein Übergang wäre tunlich und besser gewesen. Wie dem auch sei, ich denke über den Fall ganz ähnlich, wie Sie, u. habe dies auch ganz deutlich & offen, ja, da es mündlich wegen der Kranewitterschen Gewitter nicht ging, schriftlich mitgeteilt — mit demselben Effekte, den Ihre Offenheit hatte, was mich bezügl. Brix' enttäuschte u. ein für alle Male orientiert. Trotz allem wollen aber Beide von einem Ende der Föhn-Idee nichts wissen und suchen nach Auswegen. Beifolgender Brief Br.'s illustriert diese Absicht. Der darin enthaltene

Vorschlag wurde aber abgeändert; er ist meines Erachtens auch zu kindisch. Ich habe den Auftrag, Ihnen vorzuschlagen: Wir figurieren alle 4 weiter als Herausgeber — wenigstens für einige Zeit (nach dieser soll für jeden Bahn frei sein). Als Redakteur wird Jemand gemietet. Bei Redaktionssitzungen, die natürlich das Material für den Redakteur vorbereiten, entscheidet Stimmenmehrheit (in litterar. Fragen). Ich, als Maler habe mich zu enthalten, so daß eigentlich stets K.'s u. B.'s Stimmen den Ausschlag geben werden. — Ihre Antwort hiezu ist dringend erwünscht, u.z., da ich jetzt auf etwa 8 Tage fern von Innsbr. sein werde, an Dr. Rud. Brix (Magistrat).
Mein Standpunkt in der ganzen Angelegenheit ist kurz gesagt: Ich möchte Ruhe haben vor allen diesen Dingen, denen ich mich ohne den glücklichen Optimismus nicht mehr gewachsen fühle. Es wäre ja hübsch, in solchen Fragen einer tirolischen Phalanx noch einen Zug von Begeisterung zu fördern, aber ich leide zu sehr an den folgenden Katern. Wenn ich auch beim »Föhn« tun könnte, was ich in meinem Ressort für wünschenswert halte, würde mir diese Unumschränktheit doch so viel Verantwortlichkeit aufbürden, daß mir davor bangt. Nur eine durch und durch edle Aufgabe könnte mich darüber hinwegbringen. Und daran glaube ich jetzt nicht mehr. Mit Sorgen, welche für die Provinz typisch sind, mich zu beladen, habe ich wenig Lust. Und so sehen Sie mich in der allerbesten Disposition, meine Mitwirkung endgiltig zu versagen. Wenn ich es bis jetzt nicht getan, sondern noch hin u. herlaviert habe, so schreibe ich dies meinen Ahnen zu, die Aktenmenschen u. Hofratsnaturen waren. Es wäre zu merkwürdig, hätte ich nichts von ihnen.
Jedenfalls scheint mir die Bestellung eines *ganz besonders* geschäftstüchtigen Redakteurs absolut nötig. Kranew. als Redakteur — das geht nie. Ein Mann seiner Bedeutung (so viel ich davon verstehe u. weiß), der sich Konvolute mit Kritiken, die über ihn erschienen, anlegt, ist ein Charakterzwitter. Es geht immer noch besser, wenn heterogene Elemente in einem Redaktionskomité beisammensitzen — falls Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, immer überstimmt zu werden.

Ich frage mich, wie alt man werden muß, um einzusehen, daß in »Gemeinsamkeiten« nichts zu suchen und noch weniger zu finden ist!
Bitte, entscheiden Sie sich aber unabhängig von diesen Erwägungen. Was Sie beschließen, wird mir Recht sein. Nachdem ich schon so weit mitgegangen bin, will ich durch mein Zurückbleiben Niemanden in Lebensgefahr bringen. (Aus dem Gletscherknigge).
Einstweilen grüßt Sie herzlich

Ihr M. Esterle

9 Von Max von Esterle, 2.2.1910

Max von Esterle: geb. 16.10.1870, Cortina d'Ampezzo; gest. 4.1.1947, Bezau. Akademischer Maler, Kunstkritiker. Studien in Wien, Paris und München. Ab 1904 freischaffender Maler in Innsbruck; dort spätestens 1909 mit Ludwig von Ficker bekannt geworden. Ficker hatte am 30.6.1909 in den »Innsbrucker Nachrichten« eines seiner Bilder ausführlich und positiv besprochen. Freund Carl Dallagos. Karikaturen und Kunstkritiken im »Föhn« und im »Brenner« von 1909 bis 1913. Vgl. Max von Esterle: Karikaturen und Kritiken. Hrsg. von Wilfried Kirschl und Walter Methlagl. Salzburg: Otto Müller Verlag 1971 (= Brenner-Studien Sonderband 1); Walter Methlagl: Max von Esterle. In: Das Fenster, Jg. 1, Heft 2, Herbst 1967, 90-101.

Ihres Briefes: Nicht ermittelt. Aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg haben sich nur sehr wenige Briefe von Ludwig von Ficker erhalten.

Über den Fall: Am 1. Juni 1909 war in Innsbruck das erste Heft des »Föhn. Eine tirolische Halbmonatsschrift für Literatur, Kunst und Leben«, herausgegeben vom Schriftsteller Richard Wilhelm Polifka (1878-1953), erschienen. Im Vorwort wird als die »erste und vornehmste Aufgabe« die »Sammlung der heimischen Geisteskraft« angegeben. Für jedes Heft ist eine »in sich abgeschlossene, kurze tirolische Monographie« vorgesehen. Mit den übrigen Beiträgen hofften die Herausgeber ein »vollständiges Bild des tirolischen Geisteslebens [zu] bieten«. Jedes Heft soll als Beilage »mustergültige Reproduktionen von Werken Tiroler Künstler« bringen; außerdem »sollen in kleineren Zwischenräumen Kompositionen heimischer Meister veröffentlicht werden«. Ficker nahm von Anfang an eine reservierte Haltung gegenüber dem »Föhn« ein, lieferte aber doch mehrere Beiträge. Max von Esterle war mit einer Karikaturenfolge vertreten. Der »Föhn« hatte bald mit Geldschwierigkeiten zu

kämpfen. Die Doppelnummer 9/10 war mit großer Verspätung erst am 30.12.1909 erschienen, dann wurde das Erscheinen der Zeitschrift vorläufig eingestellt. Wie aus einem Brief von Esterle an Ficker vom 26.1.1910 hervorgeht, hat Ficker im Verlauf des Jänner 1910 eine weitere Mitarbeit am »Föhn« abgelehnt. Vgl. Johann Holzner: Die Kunst- und Literaturzeitschrift »Der Föhn« (1909-1911). In: Untersuchungen zum »Brenner«. Festschrift für Ignaz Zangerle zum 75. Geburtstag. Hrsg. von Walter Methlagl, Eberhard Sauermann, Sigurd Paul Scheichl. Salzburg: Otto Müller Verlag 1981, 13-20.

Kranewitterschen Gewitter: Franz Kranewitter war einer der wichtigsten Mitarbeiter und ab der Nr. 11 — zusammen mit Rudolf Brix und Richard Wilhelm Polifka — Mitherausgeber des »Föhn«. — Franz Kranewitter: geb. 18.12.1860, Nassereith; gest. 4.1.1938, ebenda. Dramatiker. Studium der Germanistik, klass. Philologie und Geschichte in Innsbruck, gab aber 1886 das Studium wieder auf. Lebte als freier Schriftsteller, Kunst- und Theaterkritiker in Innsbruck. Neben Karl Schönherr der bedeutendste Tiroler Bühnenautor. Verfasser volkstümlicher Dramen, vorwiegend in Nassereither Mundart, die seiner naturalistischen Charakterzeichnung sehr entgegenkommt. Trotz Dialektgebundenheit fanden seine Stücke durch die Aufführungen der Exl-Bühne starke Verbreitung. Werke u.a.: Um Haus und Hof (Erbhoftragödie, 1893); Michael Gaißmair (1899); Andre Hofer (1902); Die sieben Todsünden (Einakterzyklus 1902-1926). Zu Kranewitter vgl.: Johann Holzner: Franz Kranewitter (1860-1938). Provinzliteratur zwischen Kulturkampf und Nationalsozialismus. Innsbruck: Haymon Verlag 1985.

Brix': Rudolf Brix: geb. 4.6.1880, Innsbruck; gest. 26.4.1953, ebenda. Dr. iur., Polizeirat in Innsbruck. Bühnenschriftsteller. Dramen: Das Jungfernweh (1908); Das Gnadenbild (1908); Der dürre Baum (1910). Seine Stücke wurden wiederholt von der Exl-Bühne aufgeführt.
Beifolgender Brief Br.'s: Rudolf Brix an Max von Esterle, 29.1.1910:
»Lieber Herr v. Esterle!
Ich denke, wir alle Vier haben in erster Linie *zum mindesten* eine moralische Verpflichtung den Geldgebern gegenüber übernommen. Wir haben das Geld ja nicht bedingungslos zugesagt erhalten. Erinnern Sie sich, daß jeder Angepumpte sich gar sehr erkundigt hat, *wer* den Föhn weiterführt. Und wir versprachen jedem: Ficker, Esterle, Kranewitter u. Brix. Es ist daher ganz ausgeschlossen, daß auch nur Einer von uns im gegebenen Augenblicke zurücktreten kann. Es wäre dasselbe, als wenn wir das Geld, das uns lediglich das Vertrauen auf unsere Person eingebracht hat, z.B. etwa Polifka zur freien Verfügung übergäben.
Die Sache liegt sehr einfach: Entweder alle Vier oder keiner. Ich habe ein Mittel gefunden, den Stein des Anstoßes radikal zu beseitigen. Wir machen die zwei heterogenen Elemente Ficker u. Kranewitter zu Redakteuren, die wechseln ab, falls es erforderlich sein sollte. Ich meine dies so, daß die von Ficker *eventuell* zurückgestellten Beiträge etwa Kranewitter zur Verfügung stehen, der sie, wenn er will, in der nächsten Nummer verwerten kann, und umgekehrt. So hat jeder vollkommene Freiheit u. verantwortet (im Sinne Fickers) nur seine Nummer. Sie sind der künstlerische Beirat mit vollster Machtvollkommenheit. Ich mische mich in keiner Weise ein u. lasse mir *sine ira et studio* Beiträge von Ficker zurückweisen, wie jeder andere Mitarbeiter.
Ich glaube diese Lösung kann jeder von uns akzeptieren, da dadurch ein gedeihliches Zusammenwirken sicher möglich ist.
Wir müssen uns doch zu Herzen führen, daß wir nicht ein Blatt für *uns,* sondern für die ganze Künstlerschaft schaffen wollen. Wer wollte das Odium auf sich nehmen ein solches Unternehmen aus persönlicher Empfindsamkeit zu vereiteln?
Ich komme Montag ins Kafe und bitte Sie mir dort Ihre Antwort zu sagen. Kranewitter kommt auch.

Mit freundl. Grüßen Ihr Brix«

10 An Robert Michel

Mühlau, 5.III.1910.

Mein lieber Robert!

Ja, es scheint schändlich von mir, daß ich so lange nichts hören ließ. Noch schändlicher, daß mir dieses Stillschweigen fast ein Bedürfnis war. So sehr wirken die schönen Tage unseres Beisammenseins in mir nach, daß ich es nicht übers Herz brachte, gleich wieder mit Tinte und Feder dreinzufahren. Die erste Zeit nach meiner Rückkehr mußte ich mich mit dieser unerquicklichen Föhnaffäre herumschlagen — eine Sache, die zu lächerlich ist, als daß ich Sie Dir, der Du dem hiesigen Jammer glücklich echappiert bist, des Näheren erzählen wollte. Kranewitter und Brix scheinen der grotesken Meinung zu sein, ich sei der einzig Berufene, ihrem literarischen Bauernfängertum auf den Leim zu gehen. Meine diversen Episteln dürften ihnen aber doch ein so unerwartetes Charakterporträt von mir enthüllt haben, daß keiner ein Wort der Erwiderung fand; man begnügte sich einfach, am

wohlgerundeten Caféhaustisch gegen mich loszuziehen. Da geht die Entrüstung schön rund im Kreise herum und findet keinen geistigen Widerstand; denn die einsichtigeren Elemente wie Esterle und Durst haben — nachdem sie z.T. sehr lebhaft meine Partei ergriffen — der hoffnungslosen Sippe ebenfalls den Rücken gekehrt. Und somit dürfte das Schicksal des »Föhn« besiegelt sein. R.I.P.
So lächerlich solche Affären auch sind, meine Isoliertheit haben sie mir nach den Wiener und Grazer Tagen doch wieder recht drastisch vor Augen geführt. Man mag sich innerlich noch so stark und gehoben fühlen, es ist hier doch kein Boden für eine Saat; man liegt völlig brach. Denn es sind doch immerhin (wenn auch wahrscheinlich keine rein dichterischen) Qualitäten in mir, die anderswo — so fühle ich wenigstens — zur Geltung und zur Reife kämen. Manchmal denke ich an Wien und schüttle doch wieder den Kopf dazu.
Vor zwei Wochen kam eines Tages Dallago zu mir heraus- und hereingeschneit (er wirkt nämlich wirklich wie ein Stück Natur: kindlich, stämmig, ungebrochen). Wie eine gute Zugluft fällt er ins Zimmer. Ein prächtiger Kerl — schade, daß Du ihn nicht kanntest! Das ist wirklich der einzige Föhn, der am geistigen Horizont Tirols weht. Später wird sich das schon deutlicher zeigen. Ein einziger solcher Mensch hier — und ich bleibe in Innsbruck.
[. . .]
Der Brief von Bartsch hat mir sehr gut gefallen. Was er von Fischer sagt, ist sicher richtig. Aber trotzdem hielte ich es für unklug, zu einem anderen Verleger überzugehen. Der Verlag Staackmann insbesondere erhält sein literarisches Signum gewiß nicht so sehr durch Bartsch als durch Leute wie Greinz etc. Bartsch ist ein Ausnahmefall, auf den sich Staackmann etwas zu gute thun kann; dieser mag das Ideal eines Verlegers sein, aber stell Dir nur die Enttäuschung des harmlosen Lesers vor, der im Vertrauen auf den Namen Staackmann einen Greinz erwartet und einem Michel in die Hände fällt. Schade, daß diese Gefahr besteht! Der finanzielle Erfolg bei Staackmann wäre gewiß nicht zu verachten.
Und nun addio für heute! Ich hoffe, mich wieder ans Schreiben zu gewöhnen. Von Herzen Dank noch für die Grazer Tage! Und alles Liebe von Haus zu Haus!

Dein Ludwig

10 An Robert Michel, 5.3.1910

Robert Michel: geb. 24.2.1876, Chaberice/Böhmen; gest. 12.2.1957, Wien. K.u.k. Offizier, Schriftsteller, Erzähler. Deutsches Gymnasium und Kadettenschule in Prag, Offizierstellvertreter in Fiume. 1900-1908 Lehrer an der Kadettenschule in Innsbruck. Ende 1906 oder Anfang 1907 mit Ficker bekannt geworden. Vom Herbst 1907 an abwechselnd in Wien, Mostar, Klenau/Mähren und Innsbruck. Zwischen Oktober 1908 und ca. 18.7.1909 längere Zeit in Innsbruck, wo er an der Brennerstraße eine Wohnung gemietet hatte. Ab Herbst 1909 Lehrer an der Korpsschule in Graz, 1910 zum Hauptmann befördert, ab 1911 Bibliothekar im Kriegsarchiv in Wien. Im Ersten Weltkrieg vorwiegend in der Tschechoslowakei (Przemysl), dann — zusammen mit seinem Freund Leopold von Andrian — als Emissär des österr.-ungar. Außenministeriums im besetzten Warschau, schließlich an der Südfront eingesetzt. 1918 in der Direktion des Burgtheaters in Wien tätig. Vgl. Ferruccio Delle Cave: Robert Michel. Eine monographische Studie. Phil. Diss. Innsbruck 1978.

die schönen Tage unseres Beisammenseins: Am 24.1.1910 hatte im Deutschen Theater zu Prag die Uraufführung von Michels Drama »Mejrima« (Berlin: S. Fischer 1909) stattgefunden. Ficker war aus diesem Anlaß nach Prag gereist und hatte Michel nach Wien und Graz begleitet.

am wohlgerundeten Caféhaustisch: Die »Föhn-Gruppe« hatte ihren Stammtisch im Café Lehner (heute Wilhelm-Greil-Str.) in Innsbruck.

Durst: Josef Durst: geb. 4.9.1878, Wien; gest. 26.8.1950, Brixen. Kunstmaler. Kunstakademie in München. Lebte von 1902 bis 1914 in Innsbruck, nach dem Ersten Weltkrieg in Brixen und Meran. In seinen Porträts (hauptsächlich von Kindern), Landschaften und Stilleben pflegte er eine sehr helle, zartfarbige Lichtmalerei.

Dallago: Carl Dallago: geb. 14.1.1869, Borgo/Suganatal; gest. 18.1.1949, Innsbruck. Stammte von einer Bozner Kaufmannsfamilie und besuchte die Handelsakademie in Bozen. Zunächst Eintritt ins väterliche Geschäft; seit etwa 1900 als freier Schriftsteller tätig. 1900-1903 Reisen nach Stuttgart, Wien und München. 1902 Heirat mit Franziska Moser (1878-1974), der Schwester des Graphikers Carl Moser. Damals war Dallago in Riva ansässig. In den Sommermonaten übersiedelte er regelmäßig nach Varena bei Cavalese. 1912 ließ er sich dauernd in

Torbole nieder. Seine schriftstellerische Arbeit vollzog sich vorwiegend im Freien während ausgedehnter Wanderungen in der heimatlichen Umgebung. Werke u.a.: Der Süden. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Leipzig: Hermann Dege (1905); Neuer Frühling. Ein Gedichtbuch. Leipzig: Hermann Dege [1906]; Geläute der Landschaft. Kulturliche Streifzüge eines Einsamen. Leipzig: Hermann Dege (1907); Das Buch der Unsicherheiten. Streifzüge eines Einsamen. Leipzig: Xenien Verlag 1911; Der große Unwissende. Innsbruck: Brenner Verlag 1924 (gilt als sein Hauptwerk); mehrere seiner Beiträge im »Brenner« sind auch als Separatdrucke im Brenner Verlag erschienen. Zu Dallago vgl. Hans Haller: Der südtirolische Denker Carl Dallago. Die Mystik seines Schrifttums. Innsbruck 1936; Allan Janik: Carl Dallago and the Early Brenner. In: Modern Austrian Literature 11, 1978, Nr.2, 1-17.

[. . .]: In Fällen, wo es sich um allzu Persönliches, um irrelevante Wiederholungen oder Beilagen handelt, die den Rahmen der brieflichen Mitteilung unnötig sprengen würden, kommen Auslassungen vor, die seitens der Herausgeber durch eckige Klammern kenntlich gemacht sind. In diesem Fall ging es um die geplante Übersiedlung Michels von Graz nach Wien.

Brief von Bartsch: Nicht ermittelt. Rudolf Hans Bartsch: geb. 11.2.1873, Graz; gest. 7.2.1952, ebenda. K.u.k. Offizier, Schriftsteller, vor allem Erzähler. 1895-1911 als Oberleutnant dem Kriegsarchiv und gleichzeitig 1900-1902 dem Institut für österr. Geschichtsforschung zugeteilt. Werke u.a.: Als Österreich 48 zerfiel. Wien 1905; Der Volkskrieg in Tirol. Wien 1905; Zwölf aus der Steiermark. Leipzig: Staackmann 1908 (Bartschs erster großer Erfolg). — Michel hatte bei Bartsch wegen seiner eventuellen Verwendung im Kriegsarchiv angefragt und von diesem offensichtlich eine entmutigende Antwort erhalten, gleichzeitig mit der Empfehlung, sich vom S. Fischer Verlag zurückzuziehen und statt dessen seine Werke dem Staackmann Verlag, Leipzig, in dem er selbst publizierte, anzubieten. Im März 1910 machte Michel seine persönliche Bekanntschaft. Kurz darauf erschien in der »Grazer Tagespost« ein Feuilleton von Michel über die beiden anderen »schreibenden Offiziere«: Bartsch und Ginzkey.

Fischer: Samuel Fischer: geb. 24.12.1859, Litow Zent Miklós (Ungarn); gest. 15.10.1934, Berlin. Verlagsbuchhändler und Begründer des gleichnamigen Verlags.

Greinz: Rudolf Greinz: geb. 16.8.1866, Innsbruck; gest. 16.8.1942, ebenda. Literarhistoriker, Schriftsteller (Dramatiker, Mundartdichter, Erzähler), Bruder von Hugo und Hermann Greinz, die beide literarisch tätig waren, Hugo u.a. als Mitherausgeber der Zeitschrift »Kyffhäuser« und des Musen-Almanachs »Jung-Tirol«. Mit allen drei Brüdern war Ficker seit der Gymnasialzeit befreundet gewesen. Rudolf Greinz lebte bis 1911 in Meran, dann teilweise in München, teils auf seinem Ansitz in Aldrans bei Innsbruck. Gestalter volkstümlicher Charaktere und Schicksale. Mitarbeit an der Münchner Zeitschrift »Jugend«, hrsg. von Georg Hirth. Glossierte von dort aus — unter dem Pseudonym Kassian Kluibenschädel — die politischen und kulturellen Verhältnisse in Österreich. Im Ausland galt er damals als der typische Vertreter bodenständigen Schrifttums in Tirol, in Tirol suchte er dadurch seinen Einfluß aufzubauen; vom späteren »Brenner-Kreis« wurde Greinz heftig kritisiert. Werke u.a.: Das stille Nest (1907); Das Haus Michael Senn (1909); Allerseelen (1910); Äbtissin Verena (1915); Die Stadt am Inn (1917); Zauber des Südens (1928).

11 An Robert Michel

Mühlau, 6.IV.1910.

Mein lieber Robert!

Ich gehe heute nachmittag mit Esterle und Durst auf einige Tage nach Kühtai zum Skifahren. Um nicht neuerdings in den Verdacht eines Schweige-Rauhbeins zu gerathen, möchte ich Dir kurz ein paar Zeilen senden und Dir eine Sache mittheilen, die ich Dir demnächst ausführlich auseinanderzusetzen gedenke.
Also: Ich habe mich nämlich entschlossen, auf eigene Faust eine Zeitschrift (pünktlich halbmonatlich) herauszugeben. Das Ganze ist reiflich erwogen; den Anstoß dazu gab ein entscheidender Ideenaustausch mit Dallago, auf dessen impulsives künstlerisches und geistiges Temperament allein schon ein Unternehmen dieser Art mit Aussicht auf Erfolg aufzubauen ist.
Das Geschäftliche ist mit den entsprechenden Faktoren genau durchkalkuliert. Das finanzielle Risiko ist selbst im Falle eines anfänglichen flauen Interesses so unbedeutend, daß ich die Sache, die ich ja jederzeit, ohne jemandem verantwortlich zu sein, in Ehren niederlegen kann, unbedingt wage. Ich glaube aber zu wittern, daß die Sache gerade jetzt nach dem Verkrachen des »Föhn« einschlagen wird. Zumal der Preis gering sein wird: die ein-

zelne Nummer 30 hl., im Abonnement 20 hl. Format und Ausstattung entsprechen ungefähr der »Schaubühne«. Von zeichnerischen Beigaben habe ich nur eine Karikaturenfolge von Esterle in Aussicht genommen. Daß die Sache ein anderes Gesicht haben wird als der »Föhn«, das glaube ich nicht erst versichern zu müssen. Ich werde anfangs nächster Woche nach Riva reisen, um mit Dallago alles Nähere betreffs der künstlerischen Gestaltung festzulegen.
Für heute nur die Frage: Darf ich Deiner Mitwirkung sicher sein? Ich will Dich natürlich nicht zu Original-Beiträgen pressen, solange die Rentabilität, also auch die Honorarfrage, noch nicht gelöst ist. Aber wie wär's, wenn Du mir vielleicht Deine Besprechung von »Lori Graff« mit dem Originaltitel »Den unverheirateten Mädchen« zum Wiederabdruck zur Verfügung stellen würdest?! Wie denkst Du darüber? Der Artikel würde an dieser Stelle gute Figur machen.
Vorderhand bitte ich Dich um strengste Verschwiegenheit betreffs dieser Sache, da alle Vorbereitungen im Geheimen getroffen werden. Es sind bis jetzt nur ganz wenige in die Sache eingeweiht; und diese behandeln das Ganze streng vertraulich, damit jede unberufene Einmischung hintangehalten wird.
Also nächstens mehr darüber! Wir grüßen Euch alle von Herzen.

Dein Ludwig

P.S. Besten Dank für die Anfrage bei Bellmann.

11 An Robert Michel, 6.4.1910

Das Geschäftliche: Über die Finanzierung des Brenner Verlags und der Zeitschrift wurde am 6.5.1910 ein Kommissions-Verlags-Vertrag zwischen der Buchhandlung F. Kaltschmid, Innsbruck, Erlerstraße 5, und Ficker abgeschlossen. Die Buchhandlung übernahm das ausschließliche Vertriebsrecht des »Brenner«, Ficker die Herstellung bzw. die Herstellungskosten. Mit dem Druck wurde die Druckerei R. & M. Jenny, Innsbruck, beauftragt.

»Schaubühne«: »Die Schaubühne«, die seit 1905 im Erich Reiß Verlag erschien, hatte Ficker abonniert. Ihrem Herausgeber, Siegfried Jacobson, war es gelungen, eine große Anzahl bedeutender Mitarbeiter zu gewinnen, u.a.: Peter Altenberg, Richard Dehmel, Lion Feuchtwanger, Egon Friedell, Ferdinand Hardekopf, Theodor Lessing, Gustav Meyrink, Alfred Polgar, Paul Scheerbart, Robert Walser. — Format (14 mal 20 cm) und Umfang der Hefte der »Schaubühne« und des »Brenner« sind identisch.

»Lori Graff«: Vgl. Robert Michel: »Den unverheirateten Mädchen«. In: B I, H.1, 1.6.1910, 13 - 18; Erstabdruck in der »Grazer Tagespost« vom 23.1.1910. Es handelt sich um die Besprechung von: Hans von Hoffensthal: Lori Graff. Roman. Berlin: Egon Fleischel & Co. 1909.

Anfrage bei Bellmann: Carl Bellmann Verlag, Prag, in dem Michels Mostarbuch (Prag 1909) erschienen ist. Inhalt der Anfrage nicht ermittelt.

12 Von Carl Dallago

Riva 9. April 910

Lieber u. verehrter Freund!

Nur weil ich Sie Tag für Tag erwartete, dankte ich Ihnen noch immer nicht für Ihr Sichverwenden in der Stipendiumsache. Nehmen Sie also noch nachträglich meinen Dank für Ihre Mühe u. Arbeit in der ganzen Sache. Hoffentlich gibt es nicht noch nachträglich von Seite Kranewitters Beanständigungen. Was Ihr Hierher-kommen betrifft, so denke ich, Sie haben es vielleicht auf bessere Witterung verschoben u. es mag auch Ihrem Plan sich nachher noch Erschwerendes eingestellt haben. Ich selbst bin freilich mit größter Freude u. ganzer Kraft zu haben, aber — ob Sie meiner Kraft nicht zu viel zutrauen? — — Ich sehe immer mehr ein, daß ich von meiner Heimat aus in die Öffentlichkeit gehen muß — weil ich ganz in der Heimat wurzle — in unsrem Landschaftswesen der Heimat, darin das verstädterte Teil nicht die Hauptsache ist. Aus solchem könnte aber vielleicht etwas geboren werden,

daß alles Städtische überragt: ich sage freilich nicht, daß ich es hab — das wär gewiß vermessen. Aber was man von reichsdeutscher Seite Tirol so gerne zuwendet; die Schilderung von nur Land u. Leuten u. welche Schilderung: damit dürfen wir uns doch nicht zufrieden geben. Darum nochmals: es wäre so nötig ein eigenes Organ: etwas, daß uns nicht immer reichsdeutsche Fesseln fühlen läßt — darin wir Platz finden, wie wir sind — ganz u. daraus sich unser Leben u. Schaffen Bahn brechen kann, wann die Kraft da ist. So ungefähr wäre meine Befürwortung Ihres Planes. Ich habe diese Tage auch mein Manuscript von Langen zurückerhalten nur mit der Bemerkung: »es passe nicht recht in den Rahmen« des Verlags. Ich möchte nun daran denken, das Buch *ehestens* nun doch noch bei Sibler in Innsbruck verlegen zu lassen, in der Weise, daß einige wohlhabende Freunde mit Beiträgen einstehen, um das Verlegen zu sichern u. das Buch rasch herauszubringen. Das möcht ich auch in Bozen besorgen, wohin ich diese Tage möchte. Vorher möchte ich aber eine kurze Rückäußerung bezüglich Ihres Kommens abwarten; auch läge mir sehr daran *Sie* noch zu hören. Herzlichste Grüße indessen

von Ihrem ergebenen
C. Dallago

Ergebensten Handkuß an Fr. Gemahlin u. die besten Grüße von meiner Frau.

12 Von Carl Dallago, 9.4.1910

Stipendiumsache: Das Kuratorium der Adolf-Pichler-Stiftung, die in Innsbruck seit 1899 installiert war, vergab im Jahre 1909 einen Betrag von 700 Kronen an deutsch-tirolische Literaten und Künstler. Ficker und Rudolf Christoph Jenny, der Herausgeber des »Tiroler Wastl«, waren die Geschäftsführer. Dallago wurden damals 500 Kronen zuerkannt.

von reichsdeutscher Seite bzw. reichsdeutsche Fesseln: Vgl. Christian Schwaighofer: Jungtirol. Literarisches Leben zwischen Provinzkunst und Moderne. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 3, 1984, 21-34, hier bes. 31f.

Sibler: Verlag Eugen Sibler, Innsbruck. »Das Buch der Unsicherheiten«, von dem hier die Rede ist, ist schließlich 1911 im Xenien Verlag, Leipzig, erschienen.

13 Von Carl Dallago

Riva 22.IV. 910

Lieber Freund!

[. . .]

— — — — Anbei ein Geleitwort Versuch — fast ein Gegensätzliches als Reclame, u. etwas unbestimmt u. doch gleichmütig gehalten, passend für etwas vielleicht doch ein wenig, das man mit Neigung u. Neugierde ansieht. [. . .]

Geleitwort

Vielleicht ist schon der Beginn dieser Zeitschrift ein Fehlbeginnen, indem die Aussicht auf Bestand gering erscheint gemessen an den vorhandenen Mitteln u. dem Zusammentun von nur Wenigen. Vielleicht ist auch für das Erscheinen der Zeitschrift keine Notwendigkeit da, in dem Sinne, daß sie von vielen gewünscht wird. Aber es sind Unternehmungen von reger Beteiligung u. größtem Aufwand von Mitteln gescheitert u. andere — ausgesetztere haben sich durchgerungen u. behauptet. Darum wollen wir trotz der wenig ermunternden Aussicht den Versuch wagen u. gestützt auf ernstes Wollen in der Öffentlichkeit mit dem Unternehmen festen Fuß zu fassen suchen, indem wir uns bemühen, dasselbe so auszugestalten (auszubauen), daß es uns die Begriffe: Kultur, Kunst, Dichtung lebendig erhält. Es bedeutet uns im Kerne ein Unterbringen der menschlichen Natur — ein Unterbringen von

Menschentum. Und zuletzt ist schon eine Tat ein solcher Versuch.

C. Dallago

13 Von Carl Dallago, 22.4.1910

Geleitwort: Von Ficker stilistisch ein wenig verändert, abgedruckt in B I, H.1, 1.6.1910, 1.

97 An Karl Kraus

Innsbruck-Mühlau, 3.I.1913

Sehr geehrter Herr Kraus!

Soeben erfahre ich, daß ein gewisser Edgar Zilsel, von dem ich kürzlich im »Brenner« einen Beitrag brachte, eine jener verehrenden Kreaturen sein soll, die sich erdreisteten, anonyme Schmähbriefe an Sie zu richten. So überflüssig es mir erscheint, etwas Selbstverständliches zu betonen, so bitte ich Sie doch die Erklärung entgegenzunehmen, daß ich in völliger Unkenntnis dieses Sachverhalts (vielleicht auch hatten Sie den Namen seinerzeit genannt und ich hatte ihn vergessen) jenen Beitrag veröffentlicht habe. Ich möchte aber den peinlichen Eindruck dieser Überraschung gründlich los werden, und so habe ich es für nötig befunden, dem genannten Herrn mit gleicher Post eine Mitteilung zugehen zu lassen, deren Abschrift umstehend beigefügt ist.
Verehrungsvoll

Ludwig v. Ficker

Beilage

Herrn Edgar Zilsel, Wien.

Sehr geehrter Herr!
Von befreundeter Seite wurde mir mitgeteilt, daß Ihre Mitarbeiterschaft an einer Zeitschrift, die ihrer Verehrung für Karl Kraus stets grundsätzlichen, nie beiläufigen Ausdruck verleiht, in Kreisen Wiens, die von derselben Verehrung beseelt an den Bestrebungen des »Brenner« freundlichen Anteil nehmen, peinlich empfunden wird. Ich bedaure unter diesen Umständen, ahnungslos von einem Entgegenkommen Gebrauch gemacht zu haben, das ich in Kenntnis des angedeuteten Sachverhalts nie hätte annehmen dürfen; weshalb ich Sie ersuche, mir nachträglich Ihre Honorarforderung bekannt zu geben.
Hochachtungsvoll

L.v.F.

97 An Karl Kraus, 3.1.1913

Karl Kraus: geb. 28.4.1874, Jicin/Böhmen; gest. 12.7.1936, Wien. 1884-1892 Franz-Josef-Gymnasium in Wien. Hatte zunächst die Absicht, Schauspieler zu werden. 1892-1898 Studium der Rechtswissenschaften, der Philosophie und Germanistik in Wien (ohne Abschluß). Seit 1894 Freundschaft mit Peter Altenberg, spätestens seit 1897 mit Adolf Loos. Am 1.4.1899 erschien erstmals die »Fackel«. Im Jänner 1910 hielt er seine erste Vorlesung aus eigenen Schriften in Berlin. Freundschaft mit Else Lasker-Schüler und Herwarth Walden. Werke u.a.: Sittlichkeit und Kriminalität (1. Essaysammlung, 1908); Sprüche und Widersprüche (Aphorismensammlung, 1909); Heine und die Folgen (1910); Pro domo et mundo (1912). — Die Beziehung zwischen Ficker und Kraus bestand seit dem 31.7.1911. Inzwischen hatte Kraus bereits am 4.1.1912 eine vom »Brenner« veranstaltete Vorlesung in Innsbruck gehalten; eine weitere war zu diesem Zeitpunkt bereits organisiert und auf den 16.1.1913 festgesetzt. Vgl. Gerald Stieg: Der Brenner und die Fackel. Salzburg: Otto Müller Verlag 1976 (= Brenner-Studien Bd.3).

Edgar Zilsel: geb. 11.8.1891, Wien; gest. 11.3.1944, Mills College/Oakland in Kalifornien. Von 1910 bis 1916 studierte Zilsel Mathematik, Physik und Philosophie in Wien. Mitglied des »Akademischen Verbands für Litera-

tur und Musik in Wien«. Nach der Promotion stellte er sich dem damals vom Wiener Stadtschulrat Hartmann initiierten Volksbildungsprogramm zur Verfügung. Mit Otto Neurath gehörte er zum linken Flügel des »Wiener Kreises«. Ab 1922 unterrichtete er an der Wiener Volkshochschule Physik und Philosophie. Mitarbeiter der Zeitschrift »Der Kampf« und der »Arbeiterzeitung«. In der Zeitschrift »Erkenntnis«, dem Organ des »Wiener Kreises«, publizierte er seine wissenschaftstheoretischen Beiträge. 1934 in Haft, 1938 Ausreise nach England, 1939 in die USA. Näheres über Edgar Zilsel in: Edgar Zilsel: Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft. Hrsg. von Wolfgang Krohn. Mit einer biobibliographischen Notiz von Jörn Behrmann. Frankfurt/M. 1976 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 152).

anonyme Schmähbriefe: Laut Auskunft der Wiener Stadt- und Landesbibliothek vom 23.11.1984 haben sich keine Briefe von Zilsel an Karl Kraus erhalten. Näheres zur Beziehung Kraus-Zilsel in: Allan Janik: Edgar Zilsel als Gegner von Karl Kraus. Mit einem Nachtrag von Sigurd Paul Scheichl. In: Kraus-Hefte, H. 24, Oktober 1982, 11-14.

jenen Beitrag: Edgar Zilsel: Mozart und die Zeit. Eine didaktische Phantasie. In: B III, 15.12.1912, 268-271 (einziger Beitrag von Zilsel im »Brenner«).

98 Von Edgar Zilsel

Herrn Ludwig v. Ficker.

7.I.13.

Sehr geehrter Herr!

Es ist bedauerlich, daß der »Brenner« durch seine materielle Lage gezwungen ist, bei der Beurteilung seiner Mitarbeiter auf die Antipathien seiner Freunde Rücksicht zu nehmen.
Ich weiß die vorsichtige u. höfliche Stilisierung Ihres Briefes zu würdigen; Sie begehen aber, sehr geehrter Herr, eine Ungerechtigkeit damit, daß Sie einen »Sachverhalt andeuten« als ob ich einen bereits als wahr festgestellten zu fürchten hätte; Sie durften nur entweder bei mir anfragen, oder mir *genau* mitteilen, was Sie erfahren haben. Kaffeehaustratschereien lassen mich die Gewissenhaftigkeit Ihres Gewährsmannes — Sie haben mir seinen Namen nicht genannt! — anzweifeln: man hat mir »anonyme Schmähbriefe« nachgesagt. Zwei Worte u. zwei Unwahrheiten. Ich bin also sehr zufrieden meinen Brief an Herrn Kraus u. nicht den Ihren an mich geschrieben zu haben.
Sie schreiben mir, sehr geehrter Herr, Sie hätten »ahnungslos« mit mir zu tun gehabt; auch diesen versteckten Vorwurf muß ich zurückweisen. In dem Begleitbrief meines Ms.'s habe ich ausdrücklich auf »anstößige« Züge aufmerksam gemacht, ja sogar den Satz gebraucht, daß mir »der Begriff des 'großen Mannes' als eine Fiktion erscheint, die seit der Mitte des 19. Jhdts. wieder sehr modern geworden ist.« Aus Inhalt u. Stilisierung dieser Hinweise sowie aus der Lektüre meines Aufsatzes mußte Ihnen meine Stellung zu Motiven klar werden, die Karl Kraus in seinen Schriften besonders der letzten Zeit leider stark hervortreten läßt. Ja, es freut mich von Ihnen, sehr geehrter Herr, eine schriftliche Bestätigung dafür zu besitzen, daß mein Aufsatz — der sich inhaltlich, an einer Stelle sogar wörtlich, mit meinem Brief an Herrn Kraus deckt — Ihren Bestrebungen *»nicht* entgegen« sei.
Daß ich dem Herrn Kraus infolge meines Briefs, den er übrigens mißverstanden hat, zuwider bin, glaubte ich dem Leiter einer literarischen Zeitschrift nicht mitteilen zu müssen. Es ist auch meine Privatsache.
Und es bestärkt mich in meiner Ablehnung des Individualismus — ganz abgesehen davon, daß die Wertung des Schöpfers statt des Werkes gegen die Logik u. die Ästhetik verstößt — u. es freut mich, wenn ich am eigenen Leib zu spüren bekomme, wie selbst Männer, die sonst niemals ihre persönliche Anständigkeit aufgeben würden, benebelt von Gefühlen, die sie »Ehrfurcht vor dem Schöpfer«, »Pietät vor dem Genius« nennen mögen, das Bewußtsein des klaren Rechtes verlieren.

Mein Honorarverzicht bleibt selbstverständlich aufrecht.
Hochachtungsvoll

Edgar Zilsel.

98 Von Edgar Zilsel, 7.1.1913
Begleitbrief meines Ms.'s: Edgar Zilsel an Ludwig von Ficker, 4.12.1912.

102 An Erhard Buschbeck

Innsbruck-Mühlau, 22.I.1913

Sehr geehrter Herr Buschbeck!

Nehmen Sie freundlichen Dank für Ihren Brief, dessen vornehme Gesinnung ich aufrichtig zu schätzen weiß. Von einem Verfolgungsakt Herrn Zilsel gegenüber kann wohl keine Rede sein. Auf Seite des Herrn Zilsel liegt jedenfalls eine grobe Ungehörigkeit vor; daß es keine »Schmähbriefe« waren, die er an Karl Kraus richtete, hat mir Herr Kraus bei seiner jüngsten Anwesenheit selbst mitgeteilt; aber der erste Brief war anonym, der zweite trug die wenig tapfere Unterschrift E. Z. und den von seiten eines »Verehrers« unglaublich dreisten Vermerk: »meine Adresse können Sie durch den Akad. Verband erfahren« oder so ähnlich. Dabei war Herr Zilsel Ausschußmitglied des Verbands.
Ich könnte mir ja nun vorstellen, daß ein junger Mensch, dem die Erscheinung Kraus' ein Erlebnis ist, das ihn zu vernichten droht, aus einer drückenden Verwirrtheit heraus sich zu einer Handlungsweise hinreißen läßt, die ihm, wenn er menschlich nicht ganz wertlos ist, selbst die tiefsten Wunden schlagen muß; denn andernfalls ist sowohl seine Verehrung wie sein Antagonismus nichts weiter als blauer Dunst, den er sich vormacht. Von dieser Einsicht ist aber bei Herrn Zilsel nicht das geringste zu spüren. Im Gegenteil: er rühmt sich in einer Zuschrift an mich noch seiner Verwegenheit, die dadurch, daß er seine Briefe an Kraus nicht mit seinem vollen ehrlichen Namen unterzeichnete, doch gewiß der Ausdruck höchster innerer Unfreiheit und seelischer Verlegenheit ist. Er sucht mit anderen Worten ein Vorgehen, das rein menschlich zu werten und als solches zu verurteilen ist, rationalistisch zu rechtfertigen. Das ist schlimm und ein Beweis dafür, wie sehr seine Mitarbeiterschaft den Bestrebungen des »Brenner«, der entsprechend seinem Geleitwort im wesentlichen Offenbarungen eines reinen Menschentums (nicht individualistische Tendenzen, wie Herr Zilsel meint) befürwortet, im Grunde zuwiderläuft.
Nichts würde ich mehr bedauern, als einem Menschen nahegetreten zu sein, der einen unüberlegten Streich bereut und unter seinen Nachwirkungen menschlich zu leiden hat. Ich wäre der Erste, der ihm darüber, soweit dies in meiner Macht stünde, hinwegzuhelfen bereit wäre. Bei Herrn Zilsel ist dies aber nicht der Fall. Er findet an seinem Betragen nichts auszusetzen und ist zufrieden. Herrn Kraus in *der* Weise seine Meinung gesagt zu haben, wie er es damals getan hat. Dagegen ist weiter nichts zu sagen. Aber Sie werden begreifen, daß ich daraufhin meinen Entschluß nicht zurücknehmen kann und daß ich, der ich allein für das Wohl und Wehe meiner Zeitschrift aufkomme und sie ganz nach meinem persönlichen Empfinden und Gutdünken leite, meine Gefühle als Mensch (als der meinetwegen eng- und strengbegrenzte Mensch, der ich eben bin) nicht unterdrücken kann, um mich als Redakteur zu einer objektiven Weitherzigkeit zu verstehen, die mir als Mensch abgeht. Herrn Zilsel ist *nicht* Unrecht geschehen; das beweist mir seine Zuschrift, deren Ton würdiger ist als ihr Inhalt. Er ist »aufgeklärter« als ich; mit dieser Genugtuung mag er sich begnügen. Es tut mir leid, daß ich Ihnen eine Unannehmlichkeit bereitet habe. Vielleicht darf ich Sie bitten, Herrn Zilsel den Sachverhalt (daß ich von Ihnen, resp. Trakl die Angelegenheit erfuhr) sowie den Inhalt dieses Briefes mitzuteilen. Nichts liegt mir ferner, als

von diesem Vorfall weiteren Gebrauch zu machen; es wissen nicht einmal meine nächsten Freunde und Mitarbeiter davon. Es geht auch weiter niemanden an.
Mit herzlichem Dank und Gruß

Ihr Ludwig v. Ficker

102 An Erhard Buschbeck, 22.1.1913

Erhard Buschbeck: geb. 6.1.1889, Salzburg; gest. 2.9.1960, Wien. Humanistisches Gymnasium, 1909-1914 Jusstudium in Wien. Freund Georg Trakls von der Volksschulzeit an. 1910 Mitarbeiter der Zeitschrift »Der Merker«, wohin er auch Gedichte von Georg Trakl vermittelte: Die drei Teiche von Hellbrunn (Jg.1, H.20/21, Juli 1910, 818) und Frauensegen (Jg.2, H.8, Jänner 1911, 340). 1911-1913 Leiter des »Akademischen Verbands für Literatur und Musik in Wien« und Mitherausgeber des »Ruf«, wo, wiederum auf Initiative Buschbecks, drei Gedichte von Trakl erschienen: Heiterer Frühling (H.2, März 1912, 36-37); Trompeten (H.3, November 1912, 12); Im Dorf (H.4, Mai 1913, 6-7). (Vgl. dazu den Briefwechsel Buschbeck-Trakl, Trakl-HKA, Bd. 2, 748-756, speziell 749, und Sieglinde Klettenhammer: Georg Trakl in Zeitungen und Zeitschriften seiner Zeit. Kontext und zeitgenössische Rezeption. Phil. Diss. Innsbruck 1985). Freund Theodor Däublers: Däubler hatte im Anschluß an seine Innsbrucker Vorlesung vom 22.11.1912 — durch Ficker an Buschbeck vermittelt — am 25.11.1912 in Wien eine Vorlesung gehalten. 1914-1915 mit Däubler in Dresden, Florenz und München. 1916-1917 mit Däubler auf Hiddensee. Im Sommer 1917 Einberufung zum Militär, im Herbst 1918 mit Hermann Bahr Dramaturg am Burgtheater, bis 1960 Tätigkeit als Erster Dramaturg, Artistischer Sekretär. Leiter des künstlerischen Betriebsbüros, Interimistischer Direktor, Stellvertretender Direktor. 1929-1931 Professor am Reinhardt-Seminar. Seit 1949 Ehrenmitglied des Burgtheaters. 1939 Hrsg. der Gedichtsammlung »Aus goldenem Kelch« von Georg Trakl. Zu Buschbeck vgl.: Däublers Briefe an Eduard Buschbeck (Kopien im »Brenner-Archiv«); Theodor Däubler. 1876-1934 (Katalog der Ausstellung in Marbach vom 13. Juni bis 9. Sept. 1984). Bearbeitet von Friedhelm Kemp und Friedrich Pfäfflin (Marbacher Magazin 30/1984); Erhard Buschbeck: Mimus Austriacus. Hrsg. von Lotte Tobisch. Salzburg, Stuttgart: Verlag »Das Bergland-Buch« (1962).

Dank für Ihren Brief: Vgl. Erhard Buschbeck an Ficker, 20.1.1913. Daraus geht hervor, daß Buschbeck es war, der Ficker die Information über die »anonymen Schmähbriefe« zukommen ließ.

Kraus bei seiner jüngsten Anwesenheit: Als 3. literarischen Abend des »Brenner« hatte Ficker am 16.1.1914 eine weitere Vorlesung von Karl Kraus im kleinen Stadtsaal in Innsbruck veranstaltet. Programm: »I. Jean Paul: Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei / Nestroy: Szenen aus 'Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige oder das Überflüssige'; Entree des Wendelin aus 'Höllenangst'; Entree des Federl aus 'Papiere des Teufels'. II. Karl Kraus: Aus dem Essay 'Untergang der Welt durch schwarze Magie' (aus den Seiten 6-11, 18-23) / Glossen: Man muß die Leute ausreden lassen; Bitte, das ist mein Recht. . .; Ein Satz; Angesichts; Durch Bahr zur Suffragette geworden; Beim Anblick einer sonderbaren Parte; Interview mit einem sterbenden Kind. — Zugaben: Ich rufe die Rettungsgesellschaft / Die neue Art des Schimpfens.«

226 Von Will Scheller

Bad Oeynhausen, am 12. März 1914

Sehr geehrter Herr von Ficker,

es ist mir heute, wegen des Dranges der Zeit, nur möglich, auf denjenigen Punkt Ihres Briefes einzugehen, welcher die Rechtslage des Streitfalles zwischen Herrn Dallago und mir am unmittelbarsten berührt. Sie haben Ihre offenkundige Parteinahme, die ich jedoch keineswegs mißverstehe, noch dadurch verdeutlicht, daß Sie Herrn Dallago meine Erwiderung *vor* dem Drucke zur Einsicht gaben, während Sie, obwohl mir nach geschriebenem wie nach ungeschriebenem Gesetze Gleiches zustand, den Angriff des Herrn Dallago veröffentlichten, ohne mir vorher das Geringste davon mitzuteilen und mir etwa Gelegenheit zu geben, die Differenz auf freundlichere Weise zu erledigen. Die Konsequenzen, welche ich aus diesem Verhalten in der Betrachtung sowohl wie im Handeln ziehen muß, dürften Ihnen nicht zweifelhaft sein. Sollten Sie nun so weit gehen, Herrn Dallago einen gleichzeitigen »Kommentar« zu ermöglichen, anstatt einen solchen gegebenenfalls bis zum nächsten Heft zurückzustellen, so werden Sie nicht mehr von mir erwarten können, daß ich noch irgendwelche Rücksichten nehme, denn schließlich hat auch die größte Gutmütigkeit ihre natürlichen Grenzen.

Im übrigen habe ich bisher nicht gewußt, daß der »Brenner« gewissermaßen das Privat-Organ des Herrn Dallago darstellt; die Bedeutung der Gedichte Georg Trakls und der Wert anderer Publikationen ließen mich immerhin auf etwas mehr schließen als die bloße Gefolgschaft eines Mannes, dessen »Wahrhaftigkeit« darin zu bestehen scheint, daß er die Würde von Unternehmungen und Werken, an denen er kein Teil hat, öffentlich — und glücklicherweise erfolglos — zu verkleinern bemüht ist.
Mit dem Ersuchen, die noch in Ihren Händen befindlichen Druckstücke und Manuskripte meines Namens baldmöglichst zurücksenden zu wollen, bleibe ich
mit hochachtungsvoller Begrüßung

Will Scheller
Eingeschrieben

226 Von Will Scheller, 12.3.1914

Will Scheller: geb. 28.10.1890, Kassel; gest. 25.6.1937, ebenda. Lyriker, Erzähler, Essayist. Lebte nach längeren Aufenthalten in Bad Oeynhausen und München als freier Schriftsteller in Kassel. Mitarbeiter an: »Aktion«, »Pan«, »Neue Rundschau«, »Literarisches Echo«, 1913-1914 am »Brenner«. In einem Brief vom 18.3.1913 (im Briefband enthalten) schrieb Scheller: »Sehr geehrter Herr, seien Sie für Ihren liebenswürdigen Brief bestens bedankt, den ich mit um so größerer Freude lese, als er mir beweist, daß noch immer, trotz der Mehrheit gegenteiliger Erfahrungen, die Möglichkeit vorhanden ist, in redaktionellen Kreisen eine lebendige, mehr als geschäftsmäßige Sympathie zu finden, eine Möglichkeit, an deren Bestehen zu zweifeln man heutigentags nur allzu geneigt ist. Die unverkümmerte Menschlichkeit, die sich in Ihrem Briefe ausspricht und mich so freundlich überraschte und dankbar gestimmt hat, nötigt mich, obwohl ich in einer oft entmutigenden Weise von den Erträgnissen meiner literarischen Tätigkeit abhänge, einem Grundsatz entgegenzuhandeln und Ihnen den Aufsatz über Jean Paul [B III, 1.4.1913, 591-603] honorarfrei für den »Brenner« zu überlassen, mit der einzigen Bedingung, daß ich Korrektur zu lesen und nach der Veröffentlichung mehrere Belege bekomme, die ich übrigens auch zu Propagandazwecken für die Zeitschrift gut benützen könnte.« — Schriften von Scheller u.a.: Die Ausfahrt (1910); Stefan George (1918, entstand bereits 1913); Hessische Köpfe (Bd.1, 1923; Bd.2, 1932). — Zur Bedeutung Schellers als »Brenner«-Mitarbeiter vgl. Eberhard Sauermann: Zum Lyrik-Verständnis Ludwig von Fickers. In: Untersuchungen zum »Brenner«. Salzburg 1981, 147-157, hier 154-155.

Ihres Briefes: Nicht ermittelt.

Streitfalles zwischen Herrn Dallago und mir: Ludwig von Ficker hatte die Rezension von Will Scheller »Die Bibliothek der Philosophen«, so hieß eine im Georg Müller Verlag von Fritz Mauthner 1912 begonnene Ausgabe philosophischer Werke, im »Brenner« (B IV, 5.12.1913, 286-290) nachgedruckt (Erstveröffentlichung in »Westfälische Zeitung«, 12.3.1913). Carl Dallago antwortete darauf in den »Kleinen Sämereien« am 15.2.1914 im »Brenner« (B IV, 465f.) u.a.: »Scheller empfiehlt die Bibliothek der Philosophen und rühmt diesem Unternehmen nach, daß es 'die philosophischen Errungenschaften der Gesamtentwicklung einheitlich darbietet.' Was sich nicht gut anhört für den, der Ohren hat, zu hören. Denn philosophische Errungenschaften sind eigentlich keine Errungenschaften, sondern bleiben ein immer neu zu Erringendes. Und verneinen im Grunde jede Gesamtentwicklung, indem sie immer wieder den Abstand dartun zwischen einem Einzelnen und der Gesamtheit. Auch ist das *einheitliche* Darbieten eben vielleicht das völlig unzulängliche Darbieten. Wie unrichtig das Wesen der Philosophie erfaßt wird, bekundet mir inbesondere noch jene Stelle, wo im Hinblick auf die philosophischen Werke gesagt wird: 'Zweifellos gehört es zu den reichsten und vornehmsten Genüssen, zu studieren, welche Versuche gemacht worden sind, zu jenen großen Fragen die lösenden Antworten zu finden.' Denn ich meine, die wahren Philosophen kommen wohl zu großen Fragen, die Verantwortlichkeitsgefühl auslösen, aber nicht zu lösenden Antworten. Die 'lösenden Antworten' finden nur Soziologen und Philister.« — Will Scheller verfaßte eine Entgegnung und schickte sie zusammen mit einem Begleitbrief (datiert auf den 6.3.1914) an Ficker. Dieser sandte den Brief und die Beilage an Dallago weiter. Am 15.3.1914 erschien im »Brenner« unter dem Titel »Nochmals die Bibliothek der Philosophen« (B IV, 560-564) die Stellungnahme Schellers und der gleichzeitige Kommentar Dallagos. Will Scheller schrieb u.a.: »[. . .] lediglich das Interesse des Publikums dieser Zeitschrift scheint es zu fordern, daß jene an dem fraglichen Referat geübten Entstellungen und die Anwürfe, welche gegen die 'Bibliothek der Philosophen' selbst geschehen sind, in das richtige Licht gerückt werden, wobei es ohne Belang ist, ob jenen Entstellungen böswillige Absicht zugrunde lag oder nicht. Die Phraseologie des Herrn Carl Dallago beiseite — es bleibt doch ein Rest von bösem Willen in der bewußten Sämerei fühlbar, wenn nicht geradezu primitives Mißverstehen der entstellten Sätze angenommen werden soll. [. . .] Der Versuch, lösende Antworten zu finden, ist der Urtrieb des menschlichen Geistes, und nur in dem Streben, Unerreichbares zu erreichen, kommt der Mensch über sich hinaus; deshalb versucht er es immer wieder, 'lösende Antworten zu finden', denn das ist die Stimme des geistigen Schicksals der Menschheit, und die Geschichte der Philosophie ist überreich an erschütternden Beispielen dieser unlösbaren Tragik. Feige und unwürdig der kulturellen Gemeinschaft ist aber der Mensch, dem die Einsicht des Unmöglichen nur dazu dient, in den Niederungen des Kritizismus ein selbstzufriedenes Outsidertum zu

begründen und in jedem zerrütteten Geiste ein 'sympathisches' Phänomen, dem es — im Sinne des Herrn Carl Dallago — wahrscheinlich vorbehalten ist, das 'Leben in die Zeit zurückzurufen', zu akklamieren.« In der auf Schellers Entgegnung folgenden »Anmerkung des Herausgebers« bemerkte Ficker: »Da die vorstehende Kundgebung W. Schellers, die lediglich das Interesse der Leserschaft des 'Brenner' zu schützen vorgibt, in der Tat geeignet ist, auf dieses Publikum aufklärend zu wirken, so wurde dem Ersuchen um wortgetreuen Abdruck derselben ohne weiteres und umso bereitwilliger entsprochen, als sie gegen einen Mitarbeiter gerichtet ist, dessen Beiträge für die Bewertung dieser Zeitschrift jedenfalls von wesentlicher Bedeutung sind. Doch ebenso selbstverständlich scheint es mir daher, im Anschluß an diese Kundgebung eine Gegenäußerung Carl Dallagos zu veröffentlichen, wobei ich mir bewußt bleibe, Herrn Scheller für ein Entgegenkommen verpflichtet zu sein, von dem ich nur bisher nicht annehmen mochte, daß es die Physiognomie des 'Brenner' (nicht etwa bloß die eines Hauptmitarbeiters) so gründlich mißverstehen könne, wie es sich hier geoffenbart hat.« Die darauf folgende Antwort Dallagos ist in Form eines offenen Briefes (an Ficker) abgefaßt. — Die Kontroverse zwischen Dallago und Scheller endete mit »Ein Schlußwort« von Will Scheller (B IV. 1.5.1914, 690); gleichzeitig schied er als »Brenner«-Mitarbeiter aus.

227 Von Carl Dallago

Nago, 15. März 1914

Lieber Freund!

Anbei also Brief zurück, jene zu krasse Stelle bezeichnete ich. Im Übrigen lasse ich Dir *völlig* Freiheit. Mein Brief an Dich über die Sache kann gut warten, nur sollte es nicht den Anschein erwecken, es geschehe das durch Einschüchterung, was die Gattung Menschen sofort glaubt. Ich möchte auch nicht, daß Du mir in »rechtlicher« Hinsicht besondere Vorteile einräumst, oder daß Du Dir da meinetwegen gar eine Blöße gibst, das dürfte nicht sein. Aber ich kann mir nicht denken, daß da »geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetzen« nahe getreten ist. Aber tue nach Deinem Ermessen u. Wissen, *daß der Leitung des »Brenner« nichts vorgeworfen werden kann!* Ich kann den Menschen später fassen. [. . .] Ich fühle, er gehört zum *Gesindel;* seinem letzten Brief nach gewiß, er will raffiniert sein; er ist nur zu dumm dazu. Er will den Streit in den Brenner hinein tragen, u. ihn wohl möglichst lange hinschleppen, um so irgend etwas Schädigendes anzurichten. Schon dort im ersten Brief an Dich, fand ich etwas Verborgen-böswilliges; er war nur äußerlich gefällig. Warum greift mich so einer nicht sachlich an in einer anderen Zeitschrift, alle Zeitschriften, die ich kenne (nur die »Fackel« nicht) müßten ihm ja, der Gesinnung nach, gefügig sein. Diese Gesammtkultur erkenne ich ja immer mehr als Kurlturdreck u. zwischen »Welt« u. Mensch ersteht mir immer mehr eine größere Kluft. Das wird auch in meinen Arbeiten immer mehr zur Geltung kommen, u. ich hätte eine Freude, wenn sich die Leute nur herausgetrauen würden im rücksichtslosen Sprechen gegen mich; ich kann dabei Welt u. Kultur nur besser kennen lernen. Aber dieser Kerl duckt sich mehr heran als er geht, u. wo er sich zeigen soll, füllt er seine Leere mit Hersagen aus. Auch daß er Trackl lobt, ist unsauber von diesem Menschen; es besagt zum wenigstens, daß Trackl zu wenig störend befunden wird, zu wenig störend für die Ziele dieser Gesamtkultur, u. das ist kein Lob. Doch damit lassen wir es sein für heute.

Herzlichst grüßt Dein Dallago

Mit Dank anbei Brief zurück!

227 Von Carl Dallago, 15.3.1914

Brief zurück: Will Scheller an Carl Dallago, 12.3.1914. Zwei Stellen in diesem Brief wurden von Carl Dallago mit kritischen Anmerkungen versehen.

Mein Brief: Vgl. Beilage zum Brief Dallagos vom 9.3.1914, die als offener Brief konzipierte Entgegnung, die mit einigen stilistischen Veränderungen im »Brenner« (B IV, 15.3.1914, 562-564) zu diesem Zeitpunkt bereits gedruckt war.

im ersten Brief: Will Scheller an Ludwig von Ficker, 6.3.1914, wo Scheller um den Abdruck der beiliegenden Notiz (Antwort auf die »Sämereien« von Dallago) bat.

237 Von Hermann Broch

Teesdorf
Post Tattendorf, N.Ö.

11.4.14.

Sehr geehrter Herr v. Ficker, ich freue mich, daß Sie die Abhandlung soweit interessiert hat und danke Ihnen herzlich für Ihre Zeilen. Was die Form der Veröffentlichung anlangt, so halte ich die kleine Arbeit — insbesondere jetzt nach der Lektüre des Chamberlainschen Buches — nicht für bedeutend genug, um als selbständige Abhandlung zu fungieren. Als solche würde sie, glaube ich, den Eindruck erwecken, als wolle sie eine Würdigung Kants beabsichtigen und daß sie dazu nicht ausreicht ist evident. Die »Einleitung«, der sie entnommen ist, hatte den Zweck, das Wesen des Philosophischen kurz zu umgrenzen und so der Gesamtarbeit (die wesentlich mathematischen u. logischen Inhaltes ist) die allgemeine Richtung zu geben. Für solches genügt mein kurzer Exkurs; hier aber, da er zum Hauptthema geworden ist, unterordne ich ihn gerne einem Werke, das wie das Ch. die Materie weitaus erschöpfender beherrscht. Da ich aber selber Bedenken habe mit 9jähriger Verspätung eine Buchanzeige zu bringen, dürfte es eventuell angebracht sein, vom Untertitel abzusehen und statt dessen in einer Fußnote das Nötige zu sagen. Beiliegend übermittle ich Ihnen den Entwurf zu dieser Fußnote und bitte Sie (für den Fall als Sie den Untertitel streichen wollen, was ich Ihrem Ermessen gerne anheimstelle) die im Aufsatz befindliche durch sie zu ersetzen. Im anderen Falle wollen Sie blos den Passus Dallago-Weininger streichen. In Parenthese sei zu Ch. noch bemerkt, daß das Kantbuch sehr gut ist; was seine eigene Philosophie betrifft, so stehen mir Begriffe, wie »germanische Wissenschaft« und ähnliche, immer »dogmatische« Späße, so durchdacht und geistreich sie auch sein mögen, ziemlich ferne.
Es wird wohl am besten sein, den angehefteten Schluß der Arbeit ganz wegzulassen. Er befaßt sich mit Hinblick auf das Hauptthema mit allzu nichtigen Angelegenheiten. Der Lockenkopf mit dem jugendlich-brausenden Pseudonym — in Otto Ernstschen Personenverzeichnissen kommen diese Namen vor — dürfte im übrigen auch schon genügend vergessen worden sein, so daß ihm ein nochmaliger (wenn auch negativer) Hinweis nur unnötige Bedeutung geben würde. Ich möchte auch, wie bereits erwähnt, aus dieser Bagatelle keinen Gegensatz zu Dallago konstruieren, dessen merkwürdig-innerliche Urteilsfähigkeit in philosophischen Dingen über allen Zweifel ist; (sein Auftreten gegen W. Scheller und Philosophenbibliotheksunfug zeigt dies wieder.) Was ihn in der leidigen Broschüre sympathisch berührt haben dürfte, wird wohl so eine Art Versuch gewesen sein, den man schließlich in ihr finden könnte, landschaftliche u. philosophische Betrachtung zu verweben. Daß dieser Versuch vor seinem eigenen Werk bettelarm ist, übersieht er, mußte er wohl übersehen. — Es ist übrigens bezeichnend, daß D. Weltanschauung — soweit ich sie zu kennen glaube — auch durchaus als Philosophie der Einsamkeit (selbstverständlich nicht im körperlichen einsiedlerischen Sinne) genommen werden kann. —
In der Schrift befindet sich ein Passus, welcher sich gegen Husserl wendet. Da ich mich im Laufe meiner Arbeit vielfach mit seinen wirklich bedeutenden scharfsinnigen Untersuchungen befaßen mußte, hat die Stelle dort ihre Berechtigung. Hier aber, vereinzelt, dürfte sie ungerecht und anmaßend wirken. — Jedenfalls bitte ich um Zusendung des Bürstenabzuges, da sich wohl auch noch andere kleine Korrekturen nötig erweisen werden.
Mit freundlichen Ostergrüßen bleibe ich Ihr ergebener

Hermann Broch

Fußnote! Aufs nachdrücklichste sei hier auf ein schönes und wissenreiches Buch voll philosophischer Kultur hingewiesen. Chamberlain »Immanuel Kant — Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk«. Es gelang Ch. (von seiner umfaßenden Beherrschung des Stoffes abgesehen) durch seine lebendige Methode des Vergleichens gerade die »Grenzgedanken« Kants, wie er sie nennt, zu verdeutlichen und prägnantest zu fassen. So einigt er dessen antidogmatische Ethik in den — aus den Kritiken verständlichen — Worten »Subjekt, handle objektiv« und zeigt in *weitaus eindringlicherer Weise als dieser kleine Aufsatz,* daß alle philosophische Spekulation, so sehr sie sich auf formalem u. mathematischen Gebiete zu bewegen hat, doch durchaus Angelegenheit des *Menschlichen* und daher Ethik ist. — Hier ist aber auch der intuitiven Erfaßung Kants durch Dallago zu gedenken: »Kant, der erste Immoralist.«

237 Von Hermann Broch, 11.4.1914

Hermann Broch: geb. 1.11.1886, Wien; gest. 30.5.1951, New Haven/USA. War 1908 als Direktor in die väterliche Textilfabrik in Teesdorf eingetreten, die er bis 1927 leitete. Seit 1909 war er mit Franziska von Rothermann verheiratet, 1910 war sein Sohn Hermann Friedrich geboren worden. Aus den Jahren 1908-1909 datieren die ersten literarischen und philosophischen Versuche. Wie es zum Kontakt zwischen Broch und Ficker gekommen ist, läßt sich nicht mehr genau ermitteln. Der erste von Broch erhaltene Brief datiert auf den 22.1.1913. Dieser Brief bezieht sich auf seine erste Veröffentlichung, den Essay »Philostrosität, Realismus, Idealismus der Kunst« (B III, 1.2.1913, 399-415), die eine Entgegnung auf den von Carl Dallago ein Jahr zuvor verfaßten Artikel »Philister« (B II, 15.1.1912, 535-542) darstellte. Hermann Broch hatte die im Jahre 1912 erschienene Novelle »Der Tod in Venedig« gelesen und sah durch diese Novelle die von Dallago vorgenommene Abstempelung Thomas Manns zum Philister widerlegt. In der Auseinandersetzung zwischen Dallago und Broch ging es aber nicht primär um Thomas Mann, sondern um die Unterscheidung Bürger-Künstler im allgemeinen. Dallago war vom Antagonismus Bürger- und Künstlertum überzeugt. Hermann Broch unterschied zwischen »Realismus« und »Idealismus«, wobei der Bürger (Philister) der Realist, der Künstler aber sowohl Realist als auch Idealist sei.

die Abhandlung: Hermann Broch: Ethik. In: B IV, 1.5.1914, 684-690.

Chamberlainschen Buches: Houston Stewart Chamberlain: Immanuel Kant. Die Persönlichkeit als Einführung in das Werk. München 1905.

Gesamtarbeit: Laut einer Mitteilung von Paul Michael Lützeler (Brief vom 15.3.1985 an den Verfasser) hat sich von dieser Hauptarbeit nichts erhalten. »Erst seit Mitte des Weltkriegs arbeitet er systematisch an seiner Geschichtstheorie auf werttheoretischer Grundlage, und die kleineren Arbeiten von 1913 dürfen sicherlich als allererste Vorversuche, Tastversuche dazu angesehen werden.«

Passus Dallago-Weininger: Nicht ermittelt; im Abdruck im »Brenner« jedenfalls nicht mehr enthalten.

Der Lockenkopf mit dem jugendlich brausenden Pseudonym: Burghart Breitner (Ps. Bruno Sturm): geb. 10.6.1884, Mattsee bei Salzburg; gest. 28.3.1956, Innsbruck. Chirurg. 1913 während des Balkankrieges Arzt bei den Bulgaren (vgl. »Kriegstagebuch 1913«). Ab 1932 Chirurg in Innsbruck. Macht sich als kriegsgefangener Arzt um die Pflege der Kriegsgefangenen in Sibirien verdient. — Carl Dallago hatte im »Brenner« (Kleine Sämereien, B IV, 1.2.1914, 400-402) die Schrift von Bruno Sturm: »Gegen Weininger. Ein Versuch zur Lösung des Moralproblems« (Wien, Leipzig 1912) positiv besprochen. Daraufhin schrieb Broch (in einem ebenfalls in dem Briefband enthaltenen Brief) am 9.2.1914 an Ficker: »Hochgeehrter Herr v. Ficker, das verblüffende Faktum, daß ein so miserabeler Schund, wie die Weiningerschrift des Herrn Sturm, durch einen Dallago angekündigt wurde, daß er sie mit seiner tiefbesonnenen Weiningerstudie vergleichen konnte, hat mir den Gegensatz der sogenannten natürlichen Ethik zu einer 'konstruktiv-architektonischen' nahe gebracht.« (vgl. Carl Dallago: Otto Weininger und sein Werk. In: B III, 1.10.1912, 1-17; 15.10.1912, 49-61; 1.11.1912, 93-109).

Otto Ernstschen Personenverzeichnissen: Otto Ernst: geb. 7.10.1862, Ottensen/Holst.; gest. 5.3.1926, Groß-Flottbeck bei Hamburg. Dramatiker, Lyriker, Erzähler, Essayist. Schrieb in Nachahmung des Naturalismus effektvolle, damals vom Bürgertum als gesellschaftskritisch empfundene Dramen und Literatursatiren. Ernst war seit Beginn der »Fackel« Angriffsziel der satirischen Kritik von Karl Kraus, und auch im »Brenner« wurden in mehreren Beiträgen, u.a. von Carl Dallago, satirische Seitenhiebe auf Ernst verteilt.

gegen Husserl: Vgl. Hermann Broch: Ethik. In: B IV, 688: »'In allen Urteilen bin ich nun immer das bestimmende Subjekt. . .' (Paralogismen der reinen Vernunft 1.) Kant wird hier durchaus zum *skeptischen Relativisten* und man begreift nicht recht, daß ein scharfer Denker wie Husserl zwar nicht Kant selbst, aber doch solche Denkweise als 'freche Skepsis' bezeichnen konnte.« — Edmund Husserl: geb. 8.4.1859, Proßnitz/Mähren; gest. 27.4.1938, Freiburg/Breisgau. Husserl war damals Univ. Prof. für Philosophie in Göttingen und hatte 1913 seine »Ideen zu einer reinen Phänomenologischen Philosophie« herausgegeben.

intuitiven Erfassung Kants durch Dallago: Vgl. Carl Dallago: Das Buch der Unsicherheiten. Streifzüge eines Einsamen. Leipzig: Xenien Verlag 1911, 103 f.: »Kant, nicht erst Nietzsche, ist bereits ein Immoralist der Deutschen. Kann man gründlicher eine jede Moral abtun, als durch Verlegung des moralischen Gesetzes in sich selber?«

Eberhard Sauermann:

»gräulich« oder »greulich«? — Zu einer Kritik an Gedichten Trakls von 1914.

Sowohl in der »Neuen Trakl-Bibliographie« Walter Ritzers (Salzburg 1983, S. 156) als auch schon in Gerald Stiegs »Der Brenner und die Fackel« (Salzburg 1976, S. 262) wird Paul Schlenther als Verfasser einer Kritik an Gedichten Trakls angegeben, was auf ein Mißverständnis eines darauf Bezug nehmenden Artikels von Karl Kraus in der »Fackel« (Nr. 395-397, 28.3.1914, S. 27) zurückzuführen ist. Beim Verfasser der hier gemeinten Kritik (»Neue Lyrik. III.«) handelt es sich um einen Herrn Dr. M. Kestner, während Paul Schlenther als Redakteur im Impressum der »Literarischen Rundschau« Nr. 127 vom 11.3.1914 (Beilage zum »Berliner Tageblatt«) aufscheint. Kraus stellt sich in dem betreffenden »Fackel«-Artikel schützend vor Trakl (es gehe nicht an, Trakl »der Laune eines Doppelliteraten« wie Paul Schlenther preiszugeben) und weist auf dessen materielle Bedürftigkeit hin, was sich wenige Seiten später (S. 32) in einer Ankündigung Kraus' spiegelt, ihm testamentarisch vermachte 200 Kronen unter Else Lasker-Schüler, Peter Altenberg und Georg Trakl aufzuteilen (am 30.3.1914 schickt Ludwig v. Ficker Trakl seinen Anteil), und was mit dazu beigetragen hat, daß wenige Monate später Ludwig Wittgenstein dem »Brenner« 100.000 Kronen schenkt, wovon ein Fünftel auf Trakl entfällt. (Näheres dazu und vor allem zur Verurteilung Schlenthers durch Kraus siehe den Artikel des Verfassers über diese Kraus-Glosse, der voraussichtlich 1986 in den »Kraus-Heften« erscheinen wird.) Hier wäre noch auf einen in der Trakl-Forschung bisher nicht gesehenen Zusammenhang hinzuweisen: in der Berliner Kraus-Vorlesung vom 1.4.1914, bei der die Ausführungen Kraus' über Schlenther als verantwortlichen Kritiker von Gedichten Trakls auf dem Programm standen, saß, wie man aus einer Karte Karl Borromäus Heinrichs an Kraus vom 27.3.1914 aus Berlin (Faksimile in »Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv« 3, 1984, S. 62) schließen darf, Georg Trakl.

Kestners Kritik an Trakls Buch »Gedichte« (Leipzig: Kurt Wolff 1913) lautet: »Von den drei unbekannten Dichtern, die wir heute unter denen herausgreifen, die in der Sammlung 'Der jüngste Tag' erschienen sind, finden zwei [der dritte ist Francis Jammes] nicht so neue Töne, als man es nach dem äußeren Habitus dieser Sammlung erwartet. Berthold Viertel gibt ziemlich landläufige Betrachtungen, und Trakl erschreckt oft durch einen krassen Naturalismus. Ich schlage zufällig das Gedicht 'Die Ratten' auf, Strophe 2 lautet:

Und huschen pfeifend hier und dort
Und ein greulicher Dunsthauch wittert
Ihnen nach aus dem Abort,
Den geisterhaft der Mondschein durchzittert.

Und neben einer Reihe von Gedichten, die mit ähnlichen starken Ausdrücken belastet werden, finden wir Verse, die an Hofmannsthal erinnern, sicher von ihm beeinflußt sind. Trakl ist wohl nicht tatenlos, aber seine Kunst ist noch viel zu unausgeglichen, alle fünf Seiten ein anderer Stil!«

Im folgenden soll nicht auf die behauptete Beeinflussung Trakls durch Hofmannsthal oder auf die behauptete Uneinheitlichkeit seines Stils eingegangen, sondern ein Aspekt des »krassen Naturalismus« näher untersucht werden. Zum einen: daß Kestner gerade jene Verse zitiert, ist sicher kein Zufall, sondern beruht wohl auf seiner Einschätzung der Leser der »Literarischen Rundschau« des »Berliner Tageblattes«, die sich bei der Vorstellung von Ratten in einem stinkenden Abort vor Ekel schütteln mußten (ähnlich »starke Ausdrücke« findet man in den »Gedichten« kaum). Zum andern: daß Kestner »ein greulicher Dunsthauch« statt »ein gräulicher Dunsthauch« zitiert, mag ein Irrtum Kestners oder ein Druckfehler der Setzerei sein, trägt aber mit dazu bei, Trakl als 'greulichen' Naturalisten hinzustellen.

Durch die Zitierung mit »greulich« wird nämlich die Bedeutung des Kontextes auf 'scheußlich', 'ekelerregend' (vgl. 'Greuel') eingeschränkt, während Trakls Verwendung des Wortes »gräulich« die Assoziation mit der Farbe 'grau' ermöglicht. Man vergleiche mit dieser Stelle (HKA I 52,7) die anderen Synästhesien mit »gräulich«: »Die Luft von gräulichem Gestank durchzogen« (»Vorstadt im Föhn«, wie »Die Ratten« wahrscheinlich zwischen der 2. Hälfte Juli 1910 und Februar 1912 entstanden, HKA I 51,3), »Erfüllt von gräulichem Leichengeruch« (»Helian«, Jan. 1913, HKA II 131,83). Daß Trakl bewußt Synästhesien bilden und eine eindeutige Sinngebung (eben als 'greulich') vermeiden wollte, beweist einerseits ein Parallelbeleg mit »grau«: »Der graue Wind, der flatterhaft und vag / Verfallne Düfte durch die Dämmerung spült« (»Der Spaziergang«, vor der 1. Hälfte Mai 1912, HKA I 45,30), und andererseits die Änderung von »Umgaukelt von greulichem Fliegengeschmeiß« in ». . . gräulichem Fliegengeschmeiß« (»Die drei Teiche in Hellbrunn«, 2. Fassung, vielleicht erst im Dez. 1912 durchgeführt, HKA II 357,2). Später hat Trakl »gräulich« nur mehr in Kontexten verwendet, die auf einen Farbton der Verwesung hindeuten: »Ein gräulich Gerippe, der Tod«, »gräulich verdorrt das spärliche Grün« (»Traum und Umnachtung«, vermutlich Anfang 1914, HKA I 148,32 bzw. 149,69). Man vergleiche auch damit wieder die Parallelbelege mit »grau«: »Dunkles Blut will grau verfallen« (»Abendlicher Reigen«, 2. Fassung, spätestens Herbst 1911, HKA II 329,21), »Grau verdorren im braunen Gewand die Glieder« (»Lange lauscht. . .«, wahrscheinlich vor 9.12.1912, HKA I 421,23), »Gebein steigt aus dem Erbbegräbnis morsch und grau« (»Drei Blicke in einen Opal«, April 1913, HKA I 66,20). »Graulich« hat Trakl nur einmal gebraucht, und zwar eindeutig im Sinne von 'mit einem grauen Einschlag': »Schwarze Schatten« hat er geändert in »Grauliche Schatten« (»Passion«, 3. Fassung, vor 15.5.1914, HKA II 226,15). Sprachgeschichtlich gesehen ist »gräulich« eine orthographische Nebenform zu »greulich«, tritt jedoch ab der zweiten Hälfte des 19. Jhs zugunsten einer klaren Trennung der Bedeutungen (greulich — graulich) zurück; ein Spiel mit dem Doppelsinn (Greuel — Grau) läßt sich z.B. bei Lenz, Schiller und Heine nachweisen (vgl. Grimmsches Wörterbuch).

Abschließend sei auf ein Desiderat der Trakl-Forschung aufmerksam gemacht: das Wortfeld der Farben und anderer optischer Bezeichnungen (wie »dunkel«) ist bisher noch nicht umfassend und eingehend genug untersucht, die Frage nach ihrer Struktur, Funktion, Bedeutung, Entwicklung u.a. in keiner Weise zufriedenstellend geklärt worden. Eine Untersuchung des Zusammenhangs von »gräulich« mit »grau« (zusammen 50 mal), »schwärzlich« und »schwarz« wäre zweifellos gewinnbringend — nicht nur weil »schwarz« die von Trakl am häufigsten verwendete Farbbezeichnung ist (zusammen mit »schwärzlich« 327 mal). Die Ergebnisse der bisherigen Arbeiten über »grau« sind wegen ihrer methodischen Mängel höchst fragwürdig: Claus Ludwig Laue (Das Symbolische und die Farbensymbolik bei Georg Trakl. Diss. masch. Freiburg 1949) versteht »gräulich« ausschließlich als Farbbezeichnung und konstatiert trotzdem im Vers »Und ein gräulicher Dunsthauch wittert / Ihnen nach aus dem Abort« eine »naturalistisch-schreiende Bedeutung des Grau« (S. 93); heißt es bei ihm 1949 noch, »gräulich« sei »Symbol für das Häßliche und Schreckliche« (S. 94), so lautet die aufgrund der seitherigen Symbol-Diskussionen 'gereinigte' Formulierung bei Ingrid Vrana 1979: »Grau steht bei Georg Trakl überwiegend für Unheilbringendes und Unheilverheißendes« (Expressionistische Farbwerte in Lyrik und Malerei. Untersuchungen am Paradigma von Georg Trakl und Georg Heym. Diss. masch. Innsbruck 1979, hier S. 137); auch die Aussage, Grau »steht in naturgetreuen Bildern, vermittelt Düsteres, Ungewisses, drückt Verfallendes und Absterbendes aus« (S.173), kann einerseits als subjektive Stimmungsmalerei oder als Paraphrase der Traklschen Verse gelten und muß sich andererseits eine Konfrontation mit 'naturgetreuen' Bildern wie »Der graue Wind, der flatterhaft und vag / Verfallne Düfte durch die Dämmerung spült« oder mit 'düsteren', 'ungewissen', 'verfallenden' Bildern wie »ruhen wir unterm Hollunderge-

büsch, / Schaun den grauen Möven zu« (HKA I 65,8) gefallen lassen. Diese undifferenzierte Sicht der Farben bei Trakl spiegelt sich auch in der Frage der Entwicklung des quantitativen Gebrauchs von »grau«; die immer wieder anzutreffende Behauptung, »grau« trete häufiger im Frühwerk Trakls auf und verschwinde im Spätwerk allmählich, trifft jedenfalls nicht zu: von den 43 Stellen sind nur je 1 1909 und 1910 oder früher entstanden, 3 1911 oder früher, 6 1912 oder früher, 8 1912, 4 1913 oder früher, 11 1913 und 9 1914 (die Formulierung »oder früher« bezieht sich auf so grobe Datierungen der hist.-krit. Trakl-Ausgabe wie »zwischen der zweiten Hälfte Juli 1910 und Februar 1912« oder »Ende 1912 oder Anfang 1913«; die Festsetzung der Entstehungszeiten kann freilich bisher noch nicht als definitiv gelten).

Heiner Rutte:

Zum Problem »Wittgenstein, Ethik und Positivismus«

Allan Janik und Stephen Toulmin: Wittgensteins Wien. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Merkel, in überarbeiteter deutscher Fassung von Reinhard Merkel unter Mitwirkung von Allan Janik und Marcel Faust. München und Wien: Hanser 1984, 385 S.

Eine der Grundintentionen des bekannten Buches von Janik und Toulmin, das im amerikanischen Original 1973 und in z.T. stark überarbeiteter deutscher Fassung 1984 erschienen ist, besteht darin, die grundlegende ethische Dimension in Wittgensteins Werk, sein eigentlich *ethisches Anliegen* herauszuarbeiten. Den Autoren ist aber klar, daß der Beweis für das ethische Anliegen im »Tractatus« nicht im Text dieses Werkes selbst gesucht werden kann (vgl. S.259). Sie orientieren sich daher an den Denkern und Schriftstellern, die Wittgensteins ethische Haltung beeinflußten, und versuchen dafür charakteristische Ideenzusammenhänge zwischen Kant, Schopenhauer, Kierkegaard und Tolstoi, zwischen Karl Kraus, Adolf Loos, Otto Weininger und dem »Brenner«-Kreis herzustellen. (Die *spezifische* Bedeutung Weiningers für Wittgensteins philosophisches Denken wird allerdings in diesem Buch noch nicht ausreichend hervorgehoben: Janik hat ihr jetzt ein weiteres Buch, »Essays on Wittgenstein and Weininger«. Amsterdam: Rodopi 1985, gewidmet.) Als die bedeutsamsten Belege werden aber von Janik und Toulmin persönliche Mitteilungen herangezogen, die sich in Wittgensteins Korrespondenz mit Ludwig von Ficker (vgl. Ludwig Wittgenstein: »Briefe an Ludwig von Ficker.« Hrsg. v. G.H. von Wright. Salzburg 1969) und im Buch des mit Wittgenstein befreundeten Paul Engelmann »Ludwig Wittgenstein. Briefe und Begegnungen« (München 1970) finden.

So schreibt Wittgenstein über den »Tractatus« an Ludwig von Ficker (bei Janik und Toulmin auf S. 261 zitiert): »Der Stoff wird Ihnen ganz fremd erscheinen. In Wirklichkeit ist er Ihnen nicht fremd, denn der Sinn des Buches ist ein ethischer. Ich wollte einmal in das Vorwort einen Satz geben, der nun tatsächlich nicht darin steht, den ich Ihnen aber jetzt schreibe, weil er Ihnen vielleicht ein Schlüssel sein wird: Ich wollte nämlich schreiben, mein Werk bestehe aus zwei Teilen: aus dem, der hier vorliegt, und aus alledem, was ich *nicht* geschrieben habe. Und gerade dieser zweite Teil ist der wichtige. Es wird nämlich das Ethische durch mein Buch gleichsam von innen her begrenzt; und ich bin überzeugt, daß es *streng*, NUR so zu begrenzen ist. Kurz, ich glaube: Alles das, was viele heute *schwefeln*, habe ich in meinem Buch festgelegt, indem ich darüber schweige. Und darum wird das Buch, wenn ich mich nicht sehr irre, vieles sagen, was Sie selbst sagen wollen, aber Sie werden vielleicht nicht sehen, daß es darin gesagt ist. Ich würde Ihnen nun empfehlen, das *Vorwort* und den *Schluß* zu lesen, da diese den Sinn am unmittelbarsten zum Ausdruck bringen.« Ähnlich schreibt Paul Engelmann über Wittgenstein (ich fasse die bei Janik und Toulmin auf S.259 und S.295 gebrachten Zitate zusammen): »Eine ganze Schülergeneration konnte ihn für einen Positivisten halten, weil er mit diesen wirklich etwas enorm Wichtiges gemeinsam hatte: Er zieht die Grenzlinie zwischen dem, worüber man sprechen kann, und dem, worüber man schweigen muß, genauso wie sie. Der Unterschied ist nur, daß sie nichts zu verschweigen haben. Der Positivismus meint, das, worüber man sprechen kann, sei das allein Wichtige im Leben. Das und nichts anderes ist seine Pointe. *Während Wittgenstein davon durchdrungen ist, daß es für das Leben des Menschen allein auf das ankommt, worüber man, nach seiner Meinung, schweigen muß.* Wenn er trotzdem seine ungeheure Mühe darauf richtet, dieses Unwichtige zu umgrenzen, so ist es ihm dabei nicht darum zu tun, die Küstenlinie dieser Insel, sondern die Grenze dieses Ozeans so peinlich genau festzustellen.« Janik und Toulmin können ihren eigenen Deutungsversuch unmittel-

bar im Anschluß an diese entscheidenden Stellen zusammenfassen: »Die Frage, wie die Logik die Struktur der Welt abbilden kann, und die nach deren Sinn konstitutieren beide zusammen 'das Mystische'. Beide beziehen sich auf Bereiche, innerhalb deren es keine sinnvollen Aussagen geben kann. Wittgensteins Begriff des 'Zeigens' wurzelt daher in zwei verschiedenen Relationen: in der zwischen Logik und Welt und in der zwischen den Tatsachen, in die die Welt 'zerfällt' (TLP 1.2), und ihrem 'Sinn'. Das gewissermaßen aus der Innenseite der Sätze, aus ihrer logischen Struktur, zu entwickeln, bedeutete das Verdienst, die im Sinne der Wissenschaft prinzipielle Differenz zwischen den Sphären von Tatsachen und Werten ein für allemal gezeigt zu haben. Jener letzte Brief an Ludwig von Ficker [von mir als erstes zitiert, H.R.] vereinigt, kurz gesagt, den formalen Logiker Wittgenstein mit Wittgenstein dem ethischen Mystiker in einer Person und stellt diese in die Hauptströmung der österreichischen Kultur ihrer Zeit.« (S.262f.)

Damit glaube ich auch die Tendenz von Janik und Toulmin wiedergegeben zu haben, Wittgenstein vom »Positivismus« — repräsentiert etwa durch Mach, Russell, Moore und die Denker des Wiener Kreises — so deutlich wie möglich *abzuheben* und die bestehenden Gemeinsamkeiten als bloß *vordergründig* hinzustellen. Doch das Problem ist eben so scharf zu fassen, wie es Engelmann getan hat: die Positivisten ziehen zwischen dem Sagbaren und dem Unsagbaren *genau dieselbe Grenzlinie*, und was das betrifft, neigen Janik und Toulmin zuweilen zu einer gewissen Verschleierung, indem sie den Positivisten — z.B. Schlick — unterstellen, so etwas wie eine rationale Moralbegründung auf der Basis natürlicher Tatsachen, d.h. eine wissenschaftliche Fundierung der Ethik, zu versuchen. (Dafür spricht allerdings, daß Wittgenstein selbst Schlicks »Fragen der Ethik« in dieser Richtung verstanden zu haben scheint, vgl. bei Janik und Toulmin S. 263.) Mir scheint aber das Wesentliche bei diesen modernen Positivisten gerade die Ablehnung jeder rationalen Moralbegründung zu sein, und als Konsequenz daraus stellt es sich dar, daß sie auf die Fragen »was ist gut?«, »was ist das Gute?« überhaupt keine Antwort geben und sich mit einer Bedeutungsanalyse von moralischen Werturteilen und einer psychologischen Analyse der für diese charakteristischen Gefühlsdispositionen begnügen.

Daher gilt m. E. alles, was Janik und Toulmin der Wittgensteinschen Auffassung zuschreiben, in gleicher Weise von den Logischen Positivisten des Wiener Kreises und ihren Geistesverwandten: daß eine im Sinne der Wissenschaft prinzipielle Differenz zwischen den Sphären von Tatsachen und Werten besteht (S. 263), daß sich über Werte nicht sinnvoll debattieren läßt und sie im Handeln verwirklicht werden müssen (S.270), daß die Basis der Moral eher im »richtigen Empfinden« als in »zwingenden Gründen« liegt (S.268), daß eher der Wille, nicht die Vernunft, den Wertbegriff in die Welt bringt (S.264), daß die Sprache einerseits Tatsachen abbilden, andererseits Gefühle ausdrücken, vermitteln und evozieren kann, und daß diese Funktionen streng voneinander unterschieden werden müssen (S.262). Wenn also Wittgenstein in seinem Ethik-Vortrag (»A Lecture on Ethics«) vom Jahr 1929 ausführt, daß ethische Urteile im Sinne absoluter Werturteile niemals zur Beschreibung der Welt gehören, daß die vollständige Weltbeschreibung kein derartiges ethisches Urteil enthalten würde, so stimmen mit ihm die Logischen Positivisten ganz und gar überein, weil sie genau dieselben sprachlogischen Trennlinien ziehen. Und ebenso betont Wittgenstein auf Grund seiner sprachlogischen Distinktionen die *Unsinnigkeit* solcher ethischen Urteile (über das schlechthin Gute, den Sinn des Lebens, über das, was zu tun richtig ist), wie er auch in weiterer Konsequenz die Unsinnigkeit seiner eigenen Deutung dieser ethischen Urteile betont und den Vortrag damit beendet, seine Ehrfurcht vor dieser ethischen Haltung auszudrücken und nicht mehr.

Es bleibt somit als *Unterscheidungskriterium* für die beiden philosophischen Ausrichtungen etwas schwer Faßbares: die »Dignität« (S.287) oder »Wichtigkeit« (Engelmann), die dem »Bereich« des unsagbaren Wertvollen zugesprochen wird, und dies scheint 'bloß' auf

einen Unterschied der geistigen *Haltung* hinauszulaufen, der von Janik und Toulmin an einer Stelle (S.295) nicht ganz zureichend mit den Prädikaten »spöttisch« (Positivismus) und »ehrfurchtsvoll« (Wittgenstein) charakterisiert wird. Ich würde allgemeiner von der 'existentiellen' Haltung Wittgensteins im Gegensatz zur 'aufklärerischen' Haltung der Positivisten sprechen, d.h., die Positivisten scheinen mir letztlich vom Glauben geleitet zu sein, daß dem Glück und Wohlbefinden des Einzelnen und der Gesellschaft die Wahrheit (bzw. die Klarheit) förderlich und die Unwahrheit (bzw. Unklarheit) schädlich ist, und wollen ihre 'Philosophie' in diesem Sinn gehandhabt wissen, während Wittgenstein solches Denken in 'Glücks'- oder 'Lust'-Kategorien völlig fernliegt und er primär von einem Streben nach innerer Wahrhaftigkeit, 'Echtheit' oder 'Unbedingtheit' geleitet zu sein scheint, angesichts dessen jede Lust-Unlust-Abwägung äußerlich oder unwesentlich erscheinen muß. (Diese existentiellen Züge Wittgensteins und ihre geistesgeschichtliche Verwurzelung in der österreichischen kulturellen Atmosphäre vor und nach dem Ersten Weltkrieg werden von Janik und Toulmin immer wieder von verschiedenen Seiten beleuchtet.)

Jedoch, über den Unterschied in der geistigen Haltung hinausgehend, scheint mir ein in der *philosophischen Lehre* bestehender Unterschied zwischen Wittgenstein und den Positivisten bei den Autoren etwas unterbelichtet zu sein. Sicher spricht Wittgenstein, im Gegensatz zu den Positivisten, in irgendeiner Weise *über* das Unsagbare, das »sich zeigt«, aber er hält dieses Sprechen strenggenommen für unsinnig, d.h. er vollzieht eine paradoxe Selbstaufhebung, so daß ein Unterschied in der Lehre wieder nicht recht faßbar wird. Wittgenstein hat dabei m.E. auch keine (sprachlogische) *Theorie* der »indirekten« oder »gleichnishaften« Rede zu etablieren gesucht (wie Janik und Toulmin andeuten möchten, vgl. S.261f.,268), sondern lehnt (im erwähnten Vortrag über Ethik) eine solche Theorie ausdrücklich als unsinnig ab. Was mir aber wichtiger erscheint: der Übergang vom »transzendentalen« Charakter der Logik zum »transzendentalen« Charakter der Ethik bzw. Ästhetik im »Tractatus« wird von Wittgenstein gar nicht explizit gekennzeichnet oder problematisiert, sondern er wird einfach gemacht, und Janik und Toulmin können ihn auch nur als bedeutsam konstatieren (vgl. S.258) — in seiner Struktur bleibt er jedoch *rätselhaft*. Denn die 'These', daß sich die logische Form zeige und sich eigentlich nicht sinnvoll sagen lasse, erwächst ja bei Wittgenstein aus sozusagen *internen* sprachlogischen Schwierigkeiten: aus dem Problem der selbstbezüglichen Rede. (Übrigens ist dieses Problem der Selbstbezüglichkeit genau Mauthners Problem — »ein Spiegel soll sich nicht selbst spiegeln wollen«, vgl. S.172ff. —, und ich verstehe nicht ganz, warum dann in den weiteren Ausführungen der Autoren Wittgensteins Theorie als ein Ausweg aus diesen Mauthnerschen Schwierigkeiten uns nahegebracht werden soll, wenn dann — vgl. S.255ff. — ohnehin festgestellt werden muß, daß dasselbe Problem zirkulärer Rechtfertigung auch bei Wittgenstein auftaucht. Dieses Problem des Zirkels rührt eben nicht vom *Psychologischen* der Formulierungen Mauthners her — vgl. S.245f. —, sondern von der grundsätzlich selbstbezüglichen Struktur jeder umfassenden Theorie der Sprache.) Wenn man nun glaubt, daß dieses Problem der Selbstbezüglichkeit nicht notwendig zu Paradoxien oder Unsinn führt oder sich jedenfalls umgehen läßt (wozu einige Positivisten und viele andere Logiker tendieren), so entfällt dieser transzendentale 'Zeigecharakter' der Logik, aber die Unsagbarkeit des eigentlich Wertvollen, des 'Höheren', des 'Sinns des Lebens' usw. bleibt bestehen.

Daraus ersieht man, daß zwischen Logik und Ethik (bzw. Ästhetik) eine Kluft besteht, die Wittgenstein nur in bildhaften Andeutungen zu überbrücken vermag, die aber die Positivisten gar nicht überbrücken *wollen*. Die transzendentale Auffassung der Logik scheint also ganz andere Gründe zu haben als die transzendentale Auffassung der Ethik, und um die erwähnte Sphärendifferenz von Tatsachen und Werten zu erläutern, benötigt man keine transzendentale Logikauffassung in Wittgensteins Sinn. (In Weiningers »Geschlecht und

Charakter«, aus dessen Einflußbereich die Wittgensteinsche In-eins-Setzung von Logik und Ethik vermutlich stammt, wird der Entschluß, logisch zu verfahren, selbst als ein moralischer dargestellt, denn für Weininger ist jeder Irrtum, jede Uneindeutigkeit, zuletzt etwas *Schuldhaftes*. Und in der Tat weist Wittgensteins Ethos der Wahrhaftigkeit in dieselbe Richtung — allerdings unausgesprochen, und das ist der entscheidende Unterschied.)

So müssen sich Janik und Toulmin bei ihrem Versuch, gewisse Gedankenfäden unterschiedlicher Herkunft 'zusammenzuziehen', doch eher mit einer Aneinanderreihung von Ideenelementen begnügen, wie sich aus der von mir bereits zitierten Passage S. 262f. ersehen läßt, und das heißt, sie stellen strenggenommen nicht mehr als eine 'Personalunion' dieser Ideen fest (der »formale Logiker« Wittgenstein und der »ethische Mystiker« Wittgenstein sind »in einer Person« vereinigt, vgl. S.263). Die *gedankliche Einheit* dieser Ideen hingegen scheint selbst nur in einer Art von indirekter Rede erschließbar zu sein.

Um etwas Näheres darüber auszumachen, müßte man wohl auf Wittgensteins 'mystische' Einstellung expliziter eingehen (wobei allerdings die Gefahr auftaucht, in jenes Geschwätz zu geraten, das Wittgenstein stets vermeiden wollte und auf das sich auch Janik und Toulmin in ihrer wohltuend sachlich angelegten geisteshistorischen Untersuchung nicht einlassen). Man gewinnt ja bald den Eindruck, der im vorliegenden Buch bestätigt wird, daß Wittgenstein aus einer mystischen oder religiösen Einsicht oder Grunderfahrung heraus philosophiert, die seine Gesamtsicht der Welt bestimmt und auch die Konzeption des »Tractatus« umschließt oder zusammenhält. (Damit möchte ich aber nicht ausdrücken, daß Wittgenstein ein Mystiker oder ein mystischer Philosoph im historisch vertrauten Sinn wäre. Ein solcher hätte niemals eine antimetaphysische Aufklärungsphilosophie wie jene des Logischen Positivismus in diesem Maß inspirieren können.) In seinem Ethik-Vortrag umschreibt Wittgenstein das absolut Gute, den Sinn des Lebens ziemlich direkt durch solche mystische Erfahrungen: durch das Erlebnis des Staunens, daß es überhaupt etwas gibt, durch das Erlebnis der absoluten Geborgenheit oder Allverbundenheit (Anzengrubers »es kann dir nix g'schehn«), durch das Erlebnis der Schuld, und alle diese Erlebnisse bezieht er auf Gott, so daß Mystik, Religion und Moral (und sogar die Kunst) bei ihm zu etwas seinem inneren Gehalt nach *gar nicht Unterscheidbarem* werden.

Ich glaube, das ist eine Stelle, wo das, was Wittgenstein von Positivisten wie Schlick trennt, ein wenig deutlicher wird: Ein Positivist wie Schlick würde vermutlich den mystischen Erlebnissen des Staunens und der Geborgenheit überhaupt keine *moralische Bedeutung* zusprechen, und das Erlebnis der Schuld wäre für ihn zwar ein moralisches Phänomen, das er aber natürlich nicht als etwas *Religiöses*, sondern als etwas *Soziales* deuten würde: Gemeinschaftsgefühle, Mitleid, altruistische Neigungen sind für Schlick sozusagen die moralischen Primärerfahrungen (insofern wirkt er dem bei Janik und Toulmin mehr der Wittgenstein-Linie zugerechneten Schopenhauer nicht unähnlich, vgl. S.213), während Wittgensteins moralische Haltung in einem Bewußtsein von Schuld- und Sündhaftigkeit, allgemeiner: in einem ursprünglichen Gefühl der Verpflichtung und Abhängigkeit, das als etwas Ursprüngliches sofort eine religiöse, gottbezogene Deutung erheischt, ihren tragenden Grund erblickt.

Es ist also diese *Einheit von Mystik, Religion und Moral,* die Wittgensteins Denken zu tragen scheint, während sich für den Positivisten diese Einheit aufspaltet: Mystik und Religion interessieren ihn als *Erfahrung*, weil er sich im Prinzip gegenüber jeder Erfahrung aufgeschlossen zeigt; dem Dogma und dem Ritual der Religion steht er mit Ablehnung oder Indifferenz gegenüber; die Moral wird ihm zur Sache der persönlichen *Entscheidung* oder *Neigung*, die nur als subjektives Bekenntnis oder Ideal ausgedrückt werden kann. Solche Entscheidungen und Neigungen bilden also für den Positivisten einen jeweils *persönlichen Hintergrund*, und das, was er für wissenschaftlich oder philosophisch diskutierbar hält, erscheint ihm als jederzeit von diesem Hintergrund *ablösbar*. Wenn der Positivist

seine persönliche Haltung artikuliert, spricht er normativ, als 'normativer Ethiker'; er artikuliert die sein Leben bestimmenden Wert- und Zielvorstellungen. Und es ist klar, daß diese auch seine Arbeit als Philosoph der logischen Analyse bestimmen. Dabei können politische Wertvorstellungen dominieren, wie das bei Neurath oder zeitweilig bei Russell der Fall war, es können aber auch ästhetische Wertvorstellungen eine gewisse Bedeutung erlangen: Janik und Toulmin verweisen auf einen derartigen Ästhetizismus der moralischen Haltung bei Moore und dem ihn umgebenden Gelehrtenkreis in Cambridge, und ein analoger Ästhetizismus ist auch in Schlicks Schriften über den Sinn des Lebens u.ä. nicht zu übersehen. (Trotzdem erscheint mir an diesem Punkt die Trennlinie zu Wittgenstein nicht so deutlich, wie es den Anschein hat: Wenn etwa die moralische Wirkung, die Moore ausübte, mit den Worten »das Ideal ist undefinierbar, und G.E. Moore ist sein Prophet« charakterisiert wird [vgl. S.282], so würde mir eine solche Charakterisierung auch für Wittgenstein nicht als inadäquat erscheinen, falls man sich in seinem Fall eine derartige Ironie gestatten wollte.)

Als wesentlich für die hier angesprochene Problematik erscheint mir jedenfalls, daß der Positivist darauf das Gewicht legt, daß seine Ergebnisse verstehbar und mitteilbar auch für den sind, der seinen persönlichen Hintergrund *nicht* teilt — das heißt für den Fall des »Tractatus«: für den Positivisten muß die sprachlogische Analyse und Konstruktion, die das Werk beherrscht, *unabhängig* von dem ethischen Anliegen, das die letzten Sätze des Werks ausdrücken, verstehbar sein, und in diesem Sinn wollten Russell und der Wiener Kreis das Werk verstehen. Janik und Toulmin scheinen mit Engelmann und anderen diese Möglichkeit unabhängigen Verstehens leugnen zu wollen, und Wittgenstein selbst spricht es z.B. an der eingangs zitierten Stelle aus, daß sich die Gesamtsicht des »Tractatus« nur aus seinem ethischen Anliegen erschließt. Ich möchte solche Meinungen keinesfalls kritisieren (abgesehen davon, daß mir dazu ohnehin die Kompetenz und Kenntnis fehlen würde). Daß sich die *Gesamtsicht* des Werks nur unter Berücksichtigung der mystischen Haltung Wittgensteins erschließt, die ich durch die Einheit von Mystik, Religion und Moral gekennzeichnet habe, finde auch ich einleuchtend. Aber eine andere Frage ist es, ob die sprachlogische Untersuchung, die den Hauptteil des Werks ausmacht, *unabhängig* von dieser Gesamtsicht *verstehbar* ist. Darauf scheinen mir Janik und Toulmin keine so deutliche Antwort zu geben. Das Gefühl der *Disparatheit* zwischen dem Logischen und dem Ethischen, die doch beide dem Mystischen angehören sollen, bleibt bestehen. Aber vielleicht ist dieses Gefühl selbst wieder bloß Ausdruck der von mir gekennzeichneten positivistischen Einstellung. Eine rationale Diskussion dieses Abgrenzungsproblems »Wittgenstein vs. Positivismus« stellt sich somit m.E. als einigermaßen schwierig heraus, wenn sie über die Artikulation von Gestimmtheiten, Lebensstimmungen oder Grundbefindlichkeiten hinausgehen soll, und ich wollte ein paar Gesichtspunkte zur Explizitmachung dieser Problematik anführen, ohne das grundsätzlich Plausible des Interpretationsansatzes der Autoren in Frage zu stellen.

Etwas anderes ist es, daß bei diesem stark kontrastierenden Ansatz die Meinungen der Gegenseite, eben der »Positivisten«, oft zu nicht sehr brauchbaren *Klischeebildern* erstarren: Ich finde es schon — wie gesagt — nicht glücklich, den Positivisten zu solchen Zwecken der Kontrastierung eine naturalistische oder rationalistische Ethikauffassung zu unterstellen, weil damit die Schwierigkeit des o.a. Abgrenzungsproblems gerade verdeckt wird, und erst recht undifferenziert und irreführend wirkt der Autoren Bild von der Erkenntnistheorie der Logischen Positivisten, das einfach auf dem Vorurteil beharrt, die Logischen Positivisten hätten den Glauben an ein unmittelbar Gegebenes von Sinnesdaten *unbefragt vorausgesetzt*. Die ganze ausgedehnte Protokollsatz- und Physikalismusdebatte besteht doch vielmehr darin, solche Voraussetzungen in Frage zu stellen, und das gilt m.E. von allen Teilnehmern und Kontrahenten dieser Debatte. Diese Probleme stehen allerdings mehr im Zusammenhang mit Janiks und Toulmins Versuch, Wittgenstein als so et-

was wie einen »linguistischen Transzendentalphilosophen« zu deuten und dementsprechend jede erkenntnistheoretische Identifizierung der atomaren Sachverhalte mit einem unmittelbar Gegebenen als fundamentales Mißverständnis abzulehnen. Auf diesen zweiten grundlegenden Interpretationsansatz will ich jedoch hier nicht weiter eingehen.

Ungeachtet der verschiedenen Fragen und Einwände im einzelnen, ist es sehr zu begrüßen, daß dieses wichtige und einflußreiche Buch nun in einer deutschsprachigen Fassung erschienen ist. Es bietet nicht nur eigenständige und plausible Ansätze für eine Gesamtdeutung von Wittgensteins Philosophie, die imstande sind, die persönliche und die sachliche Komponente in Wittgensteins Denken zu *integrieren*, es ordnet auch in überzeugender und konsistenter Weise diesen Deutungsversuch in einen Zusammenhang von Ideen und Personen ein, welche die geistige Atmosphäre bildeten, in der Wittgenstein aufgewachsen ist, die ihn geformt hat und in der er den größeren Teil seines Lebens verbracht hat: das österreichische und deutsche (oder allgemeiner:) das nicht-englische philosophische, künstlerische, naturwissenschaftliche Umfeld Wittgensteins. Und schließlich gibt das Buch eine breitere und nicht unbedingt Wittgenstein-spezifische Darstellung dieses geistigen Hintergrunds, der hauptsächlich im Wien der Epoche vor und nach dem Ersten Weltkrieg lokalisiert ist. Die methodische Vorgangsweise der Verfasser, einen philosophischen Deutungsversuch in einer *geistesgeschichtlichen Rekonstruktion* zu fundieren, d.h. nach Aufbereitung des geeigneten Faktenmaterials gewisse Ideenzusammenhänge verschiedener Herkunft zu verfolgen und zu einem Deutungsmuster neu zu verknüpfen, wirkt für den vorliegenden Fall durchaus angemessen. Denn zweifellos verkörpert Wittgenstein in hohem Maß den Typus des nicht-akademischen und nicht-professionellen Philosophen (sein Einfluß in den Fachkreisen scheint ja gerade u.a. auf diesem Umstand zu beruhen), und daher erscheint es von vornherein nicht sehr aussichtsreich, sein Denken allein nach internen philosophischen Traditionen und Schulzusammenhängen rekonstruieren zu wollen. Das Buch von Janik und Toulmin trägt diesem eigentlich naheliegenden, aber lange Zeit absichtlich oder unabsichtlich übersehenen Tatbestand Rechnung.

Sigurd Paul Scheichl:

Jacques Le Rider: *Le cas Otto Weininger. Racines de l'antiféminisme et de l'antisémitisme.* Paris: Presses universitaires de France 1982. 256 S. = Perspectives critiques.

Im Wien-Heft der Zeitschrift »Critique« (1975) kommt Weininger noch kaum vor; auch in der englischen Erstausgabe des für ein neues Bild der Wiener Jahrhundertwende bahnbrechenden Buches »Wittgenstein's Vienna« von Janik und Toulmin (1973) ist ihm nur ein Unterabschnitt im Rahmen des Kraus-Kapitels gewidmet. Daß Otto Weininger eine zentrale Figur des Wien um 1900 ist, hat man in Österreich zwar immer gewußt, aber nicht gerade gern betont; eine der wenigen Ausnahmen ist Gerald Stiegs »Der Brenner und die Fackel« (ein Buch, das Le Rider merkwürdigerweise nicht zitiert).
Le Riders kritisches, stets anregendes, wenn auch nicht immer ganz überzeugendes Buch, übrigens seit langem die erste ernstzunehmende Monographie über Weininger, ist also für Österreich ein nachdrücklicher Hinweis auf eine repräsentative Gestalt der Wiener Jahrhundertwende, die gerade auch im »Brenner« tiefe Spuren hinterlassen hat; für das Ausland, das sich seit einigen Jahren mit zunehmender Intensität mit der Wiener Moderne beschäftigt, wird überhaupt fast zum ersten Mal eine wichtige Hintergrundfigur analysiert, zum Teil auch aufgrund von bisher unbekanntem oder doch unveröffentlichtem Material,

wie den Briefen Weiningers an Hermann Swoboda.
Der Verfasser, (wie der Rezensent) Germanist, nicht Philosoph, hat nicht so sehr versucht, das Denksystem Weiningers geschlossen darzustellen, sondern er arbeitet vor allem einzelne Aspekte heraus, jene, die uns heute am meisten interessieren und die auch am stärksten gewirkt haben. Ich will nicht ausschließen, daß er dabei Weininger manchmal etwas reduziert darstellt; aber der »Fall« Weininger, die Rezeption seines Werkes, die Auseinandersetzung damit, ist heute wohl wirklich wichtiger als eine genaue Analyse von Weiningers Gedanken. Le Riders Buch erhält durch diesen Ansatz ein wenig eben den Charakter eines »langen Gewebes von Abschweifungen«, den er selbst »Geschlecht und Charakter« zuschreibt (S. 190). Viel mehr als Abschweifungen sind zum Thema Weininger-Wirkung derzeit nicht möglich, denn es gibt zu diesem Thema noch kaum Vorarbeiten.
Einer kurzen Biografie, die wohl alle erreichbaren Quellen auswertet, folgt unter dem Titel »Un 'roman expérimental'« (»Ein experimenteller Roman«) eine Analyse des ersten Teils von »Geschlecht und Charakter«. Daran schließt sich ein erstes im weitesten Sinn wirkungsgeschichtliches Kapitel über die vor allem von Fließ gegen Weininger erhobenen Plagiatsvorwürfe an. Es folgt ein Abschnitt über den zweiten Teil von »Geschlecht und Charakter«, von dem Le Rider wieder auf die philosophischen und literarischen Ahnen des Wiener Philosophen übergeht, auch auf Zeitgenossen, bei denen sich ebenfalls das frauenfeindliche Denken Weiningers findet. Ein zweites Mal kommt der Autor dann auf die Beziehungen zwischen Weininger und Freud zu sprechen — die Beziehungen Weiningers zur Psychoanalyse, der Psychoanalyse zu Weininger interessieren ihn besonders —, dann wieder auf eines der Themen Weiningers, seinen »Antisemitismus«. Das letzte Kapitel behandelt im Überblick Spuren Weiningers im Werk späterer Generationen. Von Weiningers kleineren Schriften ist bei Le Rider nur gelegentlich die Rede, aber nie in geschlossenem Zusammenhang.
Wer sich von Le Rider eine (an sich erwünschte) Einführung in das Gedankengebäude Weiningers erwartet, wird also enttäuscht werden; die Lektüre von »Geschlecht und Charakter«, das der Autor letztlich den pseudo-philosophischen »Summen« von der Art H. St. Chamberlains und Spenglers zurechnet (S. 201), kann man sich nicht ersparen. Dennoch erfährt man Aufschlußreiches über Weiningers Denkstil, über sein gebrochenes Verhältnis zu den Naturwissenschaften, deren Ergebnisse er vor allem im ersten Teil ausgiebig, wiewohl selektiv verwertet, während im zweiten Teil ein wahrer »Weltanschauungsausbruch« (S. 94) festzustellen sei, sich die zurückgedrängte Sehnsucht nach Metaphysik durchsetze. Mit Bezug auf den ersten Teil: »Weininger stützt sich auf Ergebnisse experimenteller Forschung, aber er selbst schreibt schließlich einen 'experimentellen Roman'« (S. 68); er stehe zwischen Naturwissenschaft und Literatur. Bezeichnend das Detail, daß er »Die Wahlverwandtschaften« auf der gleichen Ebene wie naturwissenschaftliche Spezialuntersuchungen zitiert (S. 58). Le Rider zeigt auch auf, daß Weininger keineswegs auf dem neuesten Stand der damaligen Naturwissenschaften war.
Vielleicht hätte der Verfasser noch bestimmter herausarbeiten können, daß eben die Legitimierung der zeitgenössischen Vorurteile durch die Berufung auf (einseitig interpretierte) wissenschaftliche Ergebnisse Weiningers Buch so explosiv, so wirkungsträchtig gemacht hat (vgl. S. 115). Weiningers Desinteresse an sozialen Fakten (S. 55), seine Aufklärungsfeindlichkeit und sein Erlöser-Anspruch (S. 196) werden beängstigend deutlich. Der These, daß »Geschlecht und Charakter« eine Synthese wichtiger zeitgenössischer intellektueller Strömungen (S. 221) und eben dadurch in hohem Maß ein Symptom zeitgenössischer Krisen ist, wird man kaum widersprechen können.
Einzelheiten von Le Riders Kritik an Weininger, die von der Darstellung nur selten getrennt ist (vgl. z. B. S. 61, 82), lösen dagegen Zweifel aus. Gerade beim heiklen Thema von Weiningers »Antisemitismus« fehlen manche Aspekte der zeitgenössischen Kulturkritik, die, aus unserer Sicht, verantwortungslos den Juden zum Inbegriff der abgelehnten Mo-

derne machte, aber eben nicht ahnen konnte, was sie dadurch anrichtete: immerhin räumt auch Le Rider ein, daß Weininger eben *vor* den Verbrechen des Nationalsozialismus geschrieben hat (S. 219, vgl. auch S. 6). Über das judenfeindliche Denken von Weiningers Zeit zu schreiben, ohne seine Folgen einzubeziehen, ist unmöglich; andererseits verstellt eine solche Einbeziehung der Folgen die Möglichkeit eines gerechten Urteils über Weininger und seine Zeitgenossen. Dieses hermeneutische — und moralische — Dilemma wird in diesem Buch vielleicht nicht ausreichend reflektiert; doch bemüht sich Le Rider, gerade in seinem Schlußwort, um Gerechtigkeit für Weininger. Mehr kann man beim derzeitigen Stand der Diskussion um dieses irritierende und befremdende Werk nicht verlangen.
Viele Details, die das kulturelle Umfeld betreffen, sind einfach falsch: Masaryk war kein Ungar (S. 44); wenn Weininger einer Studentenverbindung angehört hat, dann konnte es keine rechtsextreme sein, da er als Jude in eine solche damals nicht aufgenommen worden wäre (S. 111); Ebners Idealismus-Begriff bedarf der Erläuterung (S. 120f.); über Kraus und Weininger kann man schwerlich schreiben, ohne Kraus' Stück »Traumtheater« zu erwähnen. Derartige Korrekturen ließen sich in großer Zahl anführen; aber kaum eines dieser Details, mit denen der Franzose Le Rider schwer vertraut sein kann, betrifft wirklich Grundsätzliches.
Sorgfalt in bibliografischen Angaben und Nachweisen ist heute in den Geisteswissenschaften eine aussterbende Tugend; Bücher werden mehr für die Autoren als für die Leser geschrieben. Le Rider verzichtet zwar immer wieder auf den Nachweis auch wichtiger Stellen, doch ist sein Buch in dieser Hinsicht eher weniger schlampig als die meisten einschlägigen Publikationen. Für den deutschsprachigen Leser ist es allerdings gar nicht benützerfreundlich: zitiert werden — auch aus den unveröffentlichten Materialien — nur französische Übersetzungen, ohne Nachweis der Stellen im deutschen Original; sogar Titel werden oft nur in der französischen Fassung Le Riders angegeben. Das bedeutet in vielen Fällen unnötige Sucharbeit. Gerade hier kann man auf die seit langem angekündigte deutsche Fassung (bei Löcker, Wien) hoffen.
Einwände im Detail wie im Grundsätzlichen lassen sich gegen Le Riders Buch durchaus erheben; aber es kommt ihm das Verdienst zu, die lange verdrängte Diskussion über Weininger wieder eröffnet zu haben, inzwischen auch schon — als Herausgeber — in einer deutschsprachigen Aufsatzsammlung (Otto Weininger. Werk und Wirkung. Hrsg. von Jacques Le Rider und Norbert Leser. Wien: Bundesverlag 1984). Sicher wird vieles von Le Riders Urteilen zu modifizieren sein; gerade Weiningers Wirkung auf so viele Denker und Schriftsteller sollte auch zur Suche nach den Zügen seines Werkes zwingen, die der Einstufung als »déraison« (S. 48) widerstehen. Doch ist mit diesem Buch, das zu Recht mehr auf dem Umfeld Weiningers als auf seinem Denkgebäude insistiert, die Frage nach den dunklen Seiten der Wiener Moderne nachdrücklich gestellt worden. Es lohnt sich, den kritischen Überlegungen Le Riders nachzugehen.

Ludwig von Ficker und Georg Trakl in Wittgensteins »Geheimen Tagebüchern«

Aus den Briefen Wittgensteins an Ficker[1] sowie aus Fickers Bericht über seinen Besuch in Krakau[2] wissen wir, daß eine Begegnung Wittgensteins mit Trakl durch Trakls Tod knapp verhindert worden ist. Vor kurzem wurden nun bisher unbekannte, sowohl vom Autor als auch von dessen Nachlaßverwaltern geheimgehaltene Tagebücher öffentlich zugänglich, die aus der Sicht Wittgensteins deutlicher zeigen, in welch fataler Weise die beiden einander tatsächlich 'verfehlt' haben.

Drei Hefte — die von Georg Henrik von Wright so genannten »Gmundener Notizbücher«[3] —, die sich durch Zufall in einer Wäschekiste erhalten haben, enthalten Tagebucheintragungen aus der Zeit vom 9.8.1914 bis zum 30.10.1914, vom 30.10.1914 bis zum 22.6.1915 und vom 29.3.1916 bis zum 19.8.1916. Das Besondere daran ist, daß Wittgenstein jeweils auf der rechten Seite dieser Hefte in seiner normalen Handschrift Notizen verfaßt hat, die man als Gedanken im Vorfeld des »Tractatus« ansehen kann. Sie sind aus den bisherigen Editionen durchaus bekannt. Unbekannt blieben jedoch die Eintragungen jeweils auf der gegenüberliegenden Seite. Sie sind in einer verschlüsselten Schrift abgefaßt, deren 'Regel' jedoch lediglich in der Umkehrung des Alphabets besteht, sodaß a = z, b = y, c = x wird. Diese Texte wurden von Wilhelm Baum und seiner Frau entziffert. Insgesamt zeigen sie Wittgenstein in einer tiefen persönlichen Krise, die mehr noch als durch die lebensgefährlichen äußeren Umstände von inneren Spannungen ausgelöst worden sein dürfte. Und ganz zweifellos wird aus diesen Tagebüchern die ethische, ja radikal religiöse Dimension sichtbar, aus der der »Tractatus« entsprungen ist.
Im folgenden werden — aus dem Zusammenhang gerissen — jene Notizen zitiert, die direkte Bezüge zu Ficker und Trakl enthalten:
[. . .]
2.9.14
Gestern fing ich an, in Tolstois »Erläuterungen zu den Evangelien« zu lesen. Ein herrliches Werk. Es ist mir aber noch nicht das, was ich davon erwarte.
3.9.14
In Tolstoi gelesen mit großem Gewinn.
8.9.14
Erfuhr heute früh, daß Lemberg von den Russen besetzt sei. Jeden Tag viel gearbeitet und viel in Tolstois »Erläuterungen zu den Evangelien« gelesen.
12.9.14
Die Nachrichten werden immer schlechter. . . Immer wieder sage ich mir im Geiste die Worte Tolstois vor: »Der Mensch ist *ohnmächtig* im Fleische, aber *frei* durch den Geist.« Möge der Geist in mir sein!
Ich fürchte mich nicht davor, erschossen zu werden, aber davor, meine Pflicht nicht ordentlich zu erfüllen. Gott gebe mir Kraft! Amen, Amen, Amen.
15.9.14
Am besten kann ich jetzt arbeiten, während ich Kartoffeln schäle. Melde mich immer freiwillig dazu. Es ist für mich dasselbe, was das Linsenschleifen für Spinoza war. . . Gott mit mir! Jetzt wäre mir Gelegenheit gegeben, ein anständiger Mensch zu sein, denn ich stehe vor dem Tod Aug in Auge. Möge der Geist mich erleuchten!
16.9.14
Vormittag starkes Geschützfeuer + Gewehrfeuer gehört. Wir sind aller Wahrscheinlichkeit nach unentrinnbar verloren. Der Geist ist noch bei mir, aber ob er mich nicht in der äußersten Not verlassen wird?. . . Der Mensch ist ohnmächtig im Fleische und *frei durch den Geist*. Und nur durch diesen.
[. . .]
28.9.14
Man erwartet eine Belagerung von Krakau. Wenn sie eintritt, so stehen uns noch schwere Zeiten bevor. Möge der Geist mir Kraft schenken.
[. . .]
6.10.14
Soeben kam Befehl, nach Rußland abzufahren. Also wird es wieder ernst! Gott mit mir.
[. . .]
11.10.14
Trage die »Darlegungen des Evangeliums« von Tolstoi immer mit mir herum, wie einen

Talisman. . . . Ich muß Gleichgültigkeit gegen die Schwierigkeiten des *äußeren* Lebens erlangen. . . . Gott mit mir.

[. . .]

17.10.14

Ob mir der erlösende Gedanken kommen wird, ob er kommen wird??!! . . . Erinnere dich, *wie* groß die Gnade der Arbeit ist!

[. . .]

1.11.14

Trakl liegt im Garnisonsspital in Krakau und bittet mich, ihn zu besuchen. Wie gern möchte ich ihn kennenlernen! Hoffentlich treffe ich ihn, wenn ich nach Krakau komme! Vielleicht wäre es mir eine große Stärkung.

[. . .]

5.11.14

Früh weiter nach Krakau, wo wir spät abends ankommen sollen. Bin sehr gespannt, ob ich Trakl antreffen werde. . . . Ich vermisse sehr einen Menschen, mit dem ich mich ein wenig ausreden kann.

6.11.14

Früh in die Stadt zum Garnisonsspital. Erfuhr dort, daß Trakl vor wenigen Tagen gestorben ist.

[. . .]

21.11.14

Ziemlich gearbeitet. Aber noch immer kann ich das *eine erlösende Wort* nicht aussprechen. . . . Über meine Zukunft immer ein wenig besorgt, weil ich nicht ganz in mir ruhe!

22.1.14

Das erlösende Wort nicht ausgesprochen. Gestern lag es mir einmal ganz auf der Zunge. Dann aber gleitet es wieder zurück.

24.11.14

Ficker sandte mir heute Gedichte des armen Trakl, die ich für genial halte, ohne sie zu verstehen. Sie taten mir wohl. *Gott mit mir!*

[. . .]

8.2.15

Von Ficker ein nachgelassenes Werk Trakls erhalten. Wahrscheinlich sehr gut.

10.2.15

Netten Brief von Ficker. Widmung von Rilke.[4] Könnte ich nur schon wieder arbeiten!!! Alles andere würde sich finden. Wann wird mir wieder etwas einfallen??! Alles das liegt in Gottes Hand. Wünsche nur und hoffe! Dann verlierst du keine Zeit.

[. . .]

21.3.15

Denke daran, zu den Kaiserjägern zu gehen, da auch Ficker dort ist.

[. . .]

Anmerkungen:

1) Ludwig Wittgenstein: Briefe an Ludwig von Ficker. Hrsg. v. Georg Henrik v. Wright. Salzburg 1969 (= Brenner-Studien 1).

2) Ludwig von Ficker: Rilke und der unbekannte Freund. In: L.F.: Denkzettel und Danksagungen. Reden und Aufsätze. München 1967, S. 199-221.

3) Georg Henrik von Wright: Die Entstehung des »Tractatus logico-philosophicus«. In: Wittgenstein (Anm. 1), S. 75.

4) Vgl. Ludwig von Ficker an Rainer Maria Rilke, Innsbruck-Mühlau, 3.11.1914; und W. Methlagl: Das »herrliche Geschenk« an den »unbekannten Freund«. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 2, 1983, S. 72f.

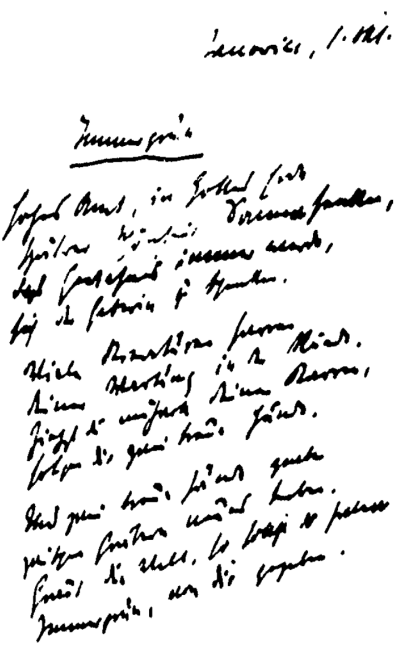
W.M.

Kraus-Manuskripte erworben.

Dem Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« gelang vor kurzem die Erwerbung folgender Materialien von Karl Kraus:

1. eh. Brief von Kraus an Adele Strauß, Wien, 8.10.1893.
»Forum« 6, 1959, H.64, S.151: Faksimile-Abdruck, Angabe des damaligen Besitzers, Kommentar zu diesem Brief. — »Kraus-Hefte« 30, April 1984, S.8: Angabe der Empfängerin und des früheren Besitzers (um 1933). — »Kraus-Hefte« 19, Juli 1981, S.15: Angabe des Preises im Katalog 20 vom Dezember 1980 des Antiquariats Löcker & Wögenstein in Wien (ca. 18.200,-).

2. eh. Gedicht von Kraus »Immergrün«, Janowitz, 1.10.1933 (siehe Faksimile), sowie Abschrift von nicht identifizierter Hand.



»Forum« 1, 1954, H.4, S. 21: Veröffentlichung. — Werner Kraft: Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes. Salzburg 1956, S.351: Veröffentlichung (aber eben nicht Erstveröffentlichung, wie in der folgenden Quelle angegeben). — Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný v. Borutin. 1913-1936. 2 Bände. Hrsg. v. Heinrich Fischer u. Michael Lazarus. München: Kösel 1974 (bzw. dtv 1977), Bd.2, S.387: Veröffentlichung und Kommentar; Bd.2, S.106 (Kösel-Ausgabe): Faksimile-Abdruck der Abschrift Sidonie v. Nádherný's. (Diese Abschrift wurde von Sidonie v. Nádherný einem Brief an Ludwig v. Ficker von Ende 1936 beigelegt und befindet sich im Nachlaß Fickers.)

3. Fahnen von »Aus Redaktion und Irrenhaus« (»Fackel« 781-786, Anfang Juni 1928, S.84-104), 64 Blatt, eh. Korrekturen.
»Kraus«-Hefte 24, Oktober 1982, S.16: Kommentar und Angabe des Preises dieser Korrekturabzüge im Katalog 23 vom Dezember 1981 des Antiquariats Löcker & Wögenstein

in Wien (120.000,-). — Weder die Österreichische Nationalbibliothek noch die Wiener Stadt- und Landesbibliothek besitzen Material zum »Fackel«-Heft 781-786.
(Für bibliographische Hinweise möchte ich mich bei Sigurd Paul Scheichl bedanken.)
Das Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« erwarb diese Materialien von der Placatgalerie Rutschbahn in Hamburg (Henning C. J. Arp) zu einem Preis, der dem Wert der Materialien angemessen scheint und der offenbar zunehmenden Tendenz zur Steigerung in materiell und sozial nicht mehr vertretbare Höhen zuwiderläuft.

*

Im Anschluß an diesen kurzen Bericht sei ein Hinweis auf Kraus' Wertschätzung des Lyrikers Georg Trakl gestattet. Wie aus den erworbenen Fahnen der »Fackel« 781-786 (»Aus Redaktion und Irrenhaus«) hervorgeht, weist die Seite 97 Varianten auf, die auch für die Trakl-Forschung von Bedeutung sind, zumal Kraus hier ein Bekenntnis zu seinen meistgeschätzten deutschsprachigen Lyrikern ablegt:
In der 1. (erhaltenen) Fassung dieser Seite lauten die Sätze, die auf das Gedicht »Einen Trunk der Liebe« des »größten deutschen Dichters«, des im Czernowitzer Irrenhaus lebenden Schlossers Karl Piehowicz (vgl. S.99) Bezug nehmen: »Dies ist das erste der drei Gedichte. Nur auf den höchsten Gipfeln der [korr. in: deutscher] Lyrik, dort wo Ruhe ist, in wenigen Strophen von Claudius, Hölderlin, Novalis, unter den Heutigen in wenigen Versen der Lasker-Schüler dieser erhabene Einklang von Gesicht und Gehör [. . .]«.

In der 3. Fassung: »in wenigen Strophen von Claudius, Hölderlin, Mörike oder Christian Wagner [schwäbischer Lyriker, 1835-1918, sog. 'Bauerndichter', vgl. »Fackel« 595, S.49, u. 686, S.59ff.], heute in Zeilen der Lasker-Schüler [. . .]«.
In der 6. Fassung: »in wenigen Strophen von Claudius, Hölderlin oder Mörike, heute in Zeilen der Lasker-Schüler oder Trakls [korr. in: Trakls oder der Lasker-Schüler] [. . .]«.
Die — diesbezüglich identische — Endfassung lautet: »Dies ist das erste der drei Gedichte. Nur auf den höchsten Gipfeln deutscher Lyrik, dort, wo Ruh ist; in wenigen Strophen von Claudius, Hölderlin oder Mörike, heute in Zeilen Trakls oder der Lasker-Schüler, ist, im erhabenen Einklang von Gesicht und Gehör, so Gestalt geworden, was ein Herz und die Natur einander zu sagen haben. Verse wie 'unsrer Herzen Krüge ganz mit der tiefen Stille füllen'; wie dieser heilige Gedanke der Nachtigallen um uns 'kindgeworden in des Waldes Schoß' — wiegen ganze Bibliotheken von Lyrik auf. Das eigentliche Wunder ist, daß die Naturgewalt des Irrsinns, der man die Entbindung der Vision ohneweiters zutraut, auch diese unglaubliche Gesetzmäßigkeit bewirkt oder zugelassen hat [. . .]«.

E.S.

Suchanzeigen

Das Forschungsinstitut »Brenner-Archiv« ist sehr interessiert an Briefen, Manuskripten, Büchern, Zeitschriften, Bildern, Photos, Dokumenten u.a. mit Bezug auf den »Brenner« und seine Mitarbeiter, auf den Bekanntenkreis Ludwig v. Fickers, auf Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts aus dem deutschsprachigen Raum (speziell aus Tirol).
All jenen, die durch Hinweise oder Übergabe von Dokumenten u.ä. der Forschung im Institut behilflich waren, sei hiermit herzlich gedankt.

Herzmanovsky-Orlando-Ausgabe:
Gesucht werden vor allem Briefe von und an Herzmanovsky-Orlando; erbeten sind auch Hinweise zu seinen Bildern und Zeichnungen.

Esterle-Ausgabe:
Für eine Dokumentation über Max v. Esterle werden Bilder, Zeichnungen, Plakate, Briefe, Dokumente u.a. gesucht.

Tesar:
Gesucht werden folgende Werke von Ludwig Erik Tesar: »Jesse Wittich«. Roman. Berlin: Axel Juncker 1913 (erschienen unter dem Pseudonym Ludwig Erde); »Robinson Crusoe von Daniel Defoe« (= Gerlachs Jugendbücherei Bd. 31). Wien o.J. (1913).

»Der Brenner«:
Gesucht wird Jg.4 (1913/14) des »Brenner«, entweder in einzelnen Heften oder gebunden (kein Reprint).

*

Hinweise und Anfragen zu Themen dieses Heftes sind erbeten.

*

Korrektur eines Irrtums:
Die Lithographie auf dem Umschlag von »Gegen den Traum vom Geist — Ferdinand Ebner« (= Brenner-Studien 5), die (als Blatt 9) einer Ebner gewidmeten Mappe Johannes Ittens entnommen ist, trägt nicht — wie irrtümlich auf S.4 des genannten Buchs angegeben — den Titel »Landschaft Tirol«, sondern »Komposition«.

»Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs«

Mitglieder können die im Otto Müller Verlag Salzburg erschienenen Publikationen des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv« zu einem ermäßigten Preis über das Institut bestellen. Zu diesen bereits veröffentlichten Publikationen (siehe Anhang) kommen noch einige in Vorbereitung befindliche hinzu, über deren finanzielle Unterstützung durch die »Gesellschaft der Freunde des Brenner-Archivs« von ihren Mitgliedern beraten werden soll:
Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 1909 - 1967. Edition und Kommentar. (4 Bände)
Anton Santer: Gesammelte Dichtungen und Briefe. Mit einer literaturwissenschaftlichen Einführung. (ca. 3 Bände)
Max v. Esterle: Das malerische Werk. Mit wissenschaftlichen Erläuterungen. (1 Band)
Erich Lechleitner: Bildmonographie. (1 Band)

Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Sämtliche Werke in 10 Bänden

Hrsg. im Auftrag des Forschungsinstituts »Brenner-Archiv«
unter der Leitung von Walter Methlagl und Wendelin Schmidt-Dengler.
Salzburg-Wien: Residenz Verlag.

bisher erschienen:

Band I:
Österreichische Trilogie.
1. Der Gaulschreck im Rosennetz. Roman.
Herausgegeben und kommentiert von Susanna Kirschl-Goldberg.
243 Seiten, 35 Abbildungen, Format 15 x 22cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0350-7.
S 295,-DM 42,- (Subskriptionspreis S 250,-/DM 36,-).

Band II:
Österreichische Trilogie.
2. Rout am Fliegenden Holländer. Roman.
Herausgegeben und kommentiert von Susanna Kirschl-Goldberg.
350 Seiten, Format 15 x 22cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0364-7.
S 385,-/DM 55,- (Subskriptionspreis S 330,-/DM 47,-).

Band VI:
Dramen.
Die Fürstin von Cythera. Kaiser Joseph II. und die Bahnwärterstochter.
's Wiesenhendl oder Der abgelehnte Drilling.
Prinz Hamlet der Osterhase oder »Selawie« oder Baby Wallenstein.
Herausgegeben und kommentiert von Klaralinda Kircher.
451 Seiten, Format 15 x 22cm, Ganzleinen, ISBN 3-7017-0389-2.
S 480,-/DM 69,- (Subskriptionspreis S 410,-/DM 59,-).

Band VII:
Der Briefwechsel mit Alfred Kubin 1903 bis 1952.
Herausgegeben und kommentiert von Michael Klein.
484 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Format 15 x 22cm, Ganzleinen,
ISBN 3-7017-0351-5.
S 480,-/DM 69,- (Subskriptionspreis S 410,-/DM 59,-).

Gegen den Traum vom Geist — Ferdinand Ebner. Beiträge zum Symposion Gablitz 1981. Hrsg. v. Walter Methlagl, Peter Kampits, Christoph König, Franz Josef Brandfellner. Bd. 5, 1985, 252 S., S 280,-

Das Urteil der Universitätsphilosophie über das dialogische Denken Ferdinand Ebners (1882-1931) lautete bis vor kurzem: seine Theorie von der »Ich-Du-Beziehung« sei eine religiöse Idylle in einer von rauhen und handfesten Kategorien und Strukturen beherrschten Wirklichkeit. Hingegen sah sich die katholische Amtskirche noch in den 50er Jahren zur Zensur von Ebners Werk veranlaßt: Ebner habe unbefugt die scholastische Theologie und die religiöse Praxis kritisiert.

Wohl gerade durch solche Widersprüche ist Ebners Werk eine Herausforderung für viele Wissenschaftler geworden, die Voraussetzungen ihrer Disziplin zu überprüfen, aber auch sich selbst existentiell zu entscheiden. Dieser Band dokumentiert aus der Sicht von Philosophen, Theologen, Psychologen, Pädagogen, Literaturwissenschaftlern und Historikern die Irritation, die von Ebner heute mehr denn je ausgeht.

Statt den »Tractatus logico-philosophicus« Wittgensteins, des vermeintlichen Antipoden Ebners, in das Programm seines Brenner-Verlags aufzunehmen, veröffentlichte Ludwig v. Ficker 1921 »Das Wort und die geistigen Realitäten« Ebners. Damit wollte Ficker der These Ebners zum Durchbruch verhelfen, daß alle Philosophie, Theologie und Kultur »Traum vom Geist« sei, daß der Mensch, der in seiner »Icheinsamkeit« vom Geist träumt, auf die Beziehung zum »Du« angelegt sei, in der sich die Wirklichkeit seines Lebens ereigne.

Vor Martin Buber, Franz Rosenzweig und Gabriel Marcel hat Ferdinand Ebner die Grundlagen zu einem dialogisch-personalen Daseinsverständnis und Sprachverständnis geschaffen.

Zeitgeschichte
Norbert Leser: *Der zeit- und geistesgeschichtliche Hintergrund des Werkes von F. Ebner.*
Allan S. Janik: *Popper und Ebner — Symptome verworrener Zeiten.*
Wolfgang Hemel: ». . . *änderts die furchtbare Welt.« Der Revolutionär Ferdinand Ebner.*

Dialogisches Denken
Augustinus Karl Wucherer-Huldenfeld: *Der Grundgedanke Ferdinand Ebners.*
Peter Kampits: *Der Sprachdenker Ferdinand Ebner.*

Theologie
Bernhard Casper: *Bedürfen des Anderen und Erfahrung Gottes.*
Georg Langemeyer: *Ebners Theologiekritik als Anfrage an die gegenwärtige Theologie.*

Psychologie
Klaus Dethloff: *Ferdinand Ebner und die Psychoanalyse.*
Daniel Eckert: *Der gespiegelte Spiegel. Sexualphilosophie und Subjekttheorie bei Otto Weininger und Ferdinand Ebner.*

Pädagogik
Alois Eder: *Das pädagogische Vermächtnis Ferdinand Ebners an unsere Zeit.*
Marian Heitger: *Das Dialogische bei F. Ebner in seiner Bedeutung für die Pädagogik.*

Literatur
Walter Methlagl: *»Ästhetische Alternative«. Ferdinand Ebners Kulturpessimismus und seine Überwindung im »Brenner«.*
Gerald Stieg: *Ferdinand Ebners Kulturkritik. Am Beispiel der Salzburger Festspiele.*

Eugen Biser: *Menschsein und Sprache.* Bd.4, 1984, 93 S., S 108,-

Der Münchner Ordinarius für christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie versucht zu zeigen, daß das Mitmenschlichkeit aufbauende Wort aus der Selbstentfremdung des Menschen herausführen und zu einer Quelle des Glücks werden kann.

Gerald Stieg: *Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus.* Bd. 3, 1976, 383 S., S 315,-

»Das Trakl-Kapitel [. . .] fordert zum Widerspruch heraus. Kern dieses Abschnittes ist eine Neuinterpretation der auf Kraus bezogenen Gedichte Trakls im Lichte eines späteren Urteils von Ficker, das sich [. . .] ausdrücklich auf Aussagen Trakls beruft. Diese Neuinterpretation ergibt, daß Trakl vor allem in seinem Gedicht für die 'Rundfrage über Karl Kraus' 'in nuce die spätere, religiös bedingte Kritik an Kraus vorweggenommen' habe«. (»Sprachkunst« 8, 1977, S.146)
Kraus' Einfluß auf Ludwig von Ficker und den »Brenner« ist unbestritten. Umstritten hingegen ist die Frage, ob Kraus von »Brenner«-Mitarbeitern zu Recht als Repräsentant eines »Idealismus« kritisiert worden ist, dem Ethik und Ästhetik ein und dasselbe seien. Stieg versucht darauf eine Antwort zu geben.

Hermann Broch: *Völkerbund-Resolution. Das vollständige politische Pamphlet von 1937 mit Kommentar, Entwurf und Korrespondenz.* Hrsg. u. eingel. v. Paul Michael Lützeler. Bd.2, 1973, 112 S., S 147,-

»Brochs Völkerbund-Resolution war der Versuch eines der großen Moralisten unserer Zeit, durch theoretische und praktische Friedensvorschläge und durch den Aufruf zum Kampf gegen den Faschismus an diesem 'Menschlichkeitsfortschritt als Verwirklichung von Menschenrecht' mitzuarbeiten.« (Einleitung)
Brochs an der Gesellschaftskritik von Karl Kraus und der Ethik Kants orientierter Versuch, in den Prozeß der politischen Meinungsbildung einzugreifen, ist angesichts der (trotz UNO) angespannten politischen Lage der Welt aktueller denn je.

Ludwig Wittgenstein: *Briefe an Ludwig von Ficker.* Hrsg. v. Georg Henrik von Wright unter Mitarbeit von Walter Methlagl. Bd.1, 1969, 112 S., S 137,-

Enthält außer den Briefen, die vor allem Georg Trakl und Wittgenstein »Tractatus« betreffen, Walter Methlagls *Erläuterungen zur Beziehung zwischen Ludwig Wittgenstein und Ludwig von Ficker* sowie Georg Henrik von Wrights Untersuchung über *Die Entstehung des Tractatus logico-philosophicus.*

Max von Esterle: *Karikaturen und Kritiken.* Hrsg. v. Wilfried Kirschl und Walter Methlagl. Sonderband 1, 1971, 237 S., 90 Karikaturen, S 385,-

In seinen Karikaturen holt Esterle aus dem friedlichsten oder hochmütigsten Gesicht das Charakteristische heraus, das, was hinter den Mienen »brütet und lauert«.
In seinen höchst anschaulichen und stilistisch prägnanten Kritiken versucht er, über das jeweilige Werk hinaus das komplexe Menschentum des Künstlers zu erfassen und ihn zur Selbstkritik aufzustacheln.
Trakls Reaktion zur Karikatur auf dem Titelblatt: »leider an mir ganz vorbeigeraten«.

Iris Denneler: *Konstruktion und Expression. Zur Strategie und Wirkung der Lyrik Georg Trakls.* Bd. 13, 1984, 314 S., S 196,-

Seit Erscheinen der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe macht sich die Auffassung geltend, Georg Trakls Gedichte seien 'hermetisch', in ihrem internen Verweiszusammenhang verschlossen und besiegelt. Iris Denneler argumentiert gegen dieses 'Dogma'. Diese Gedichte seien seit jeher 'lesbar' gewesen, meint sie. Lesbare Lyrik habe Trakl auch schreiben wollen. Zahlreichen Belegen dafür — an sich längst bekannt — ist bisher nicht jenes spezifische Gewicht beigemessen und nicht jene feldartige Anordnung gegeben worden, wodurch sie zu Zeugen einer komplexen literarischen Handlung werden. An solchen Handlungen war der Dichter, der bei seiner 'Arbeit' an Gedichten immer auch den Leser strategisch einbezog, bei aller gehemmten Mitteilungsfähigkeit ebenso entscheidend beteiligt, wie das Gedicht-verbreitende Medium und der angesprochene Leser mit seinen Erwartungen und Reaktionen. Freilich bedeutet Lesbarkeit niemals widerstandslose Einläßlichkeit. Ihr widerspricht nicht staunendes, auch ratloses Auf-sich-beruhen-Lassen. Dies zeigen etwa die in dieser Arbeit sorgfältig rekonstruierten 'Dialoge' Trakls mit Zeitgenossen: z.B. mit Ludwig von Ficker, Karl Kraus, Karl Borromäus Heinrich und — in bisher nicht erreichter Deutlichkeit — mit Else Lasker-Schüler. Vor allem spätere 'Lesearten' Traklscher Gedichte — so etwa die christlich-religiöse, die mythologische oder die psychoanalytische — sind zuweilen allerdings überdeutlich von ihrem eigenen 'Suchbild' geprägt. Der literarische Dialog als dynamische Handlung gerät dann an seine Grenzen.

Walter Ritzer: *Neue Trakl-Bibliographie.* Bd. 12, 1983, 392 S., S 980,-

Die Weltgeltung des bedeutendsten östereichischen Lyrikers Georg Trakl ist offenkundig: seine Werke wurden in 22 Sprachen übersetzt (200 Ausgaben mit 4000 Gedichten, davon je 500 engl., franz., japan., ital., ungar., span.); 2000 Autoren haben bisher über Trakl publiziert — obwohl sein Werk nur 300 Gedichte (inkl. den verschiedenen Fassungen), einige dramatische bzw. Prosa-Stücke und nicht mehr als 150 Briefe umfaßt.
Die Veröffentlichungen über Georg Trakl, die Ausgaben und Übersetzungen seiner Werke sind unüberschaubar geworden. Ritzer gelang es jedoch, selbst entlegenste Schrift-, Ton- und Bilddokumente über Trakl zu sammeln und nach Gesichtspunkten zu ordnen, die den mannigfaltigen Fragestellungen der heutigen Trakl-Forschung entgegenkommen. Die Gliederung nach 150 Schlagwörtern, Querverweise, ein Werkregister (mit den seit dem Erscheinen der hist.-krit. Ausgabe 1969 neu hinzugekommenen Gedichten und Briefen), ein Verzeichnis der 750 Zeitschriften bzw. Zeitungen sowie ein Personen-Verzeichnis ermöglichen einen umfassenden Überblick und rasch durchführbare Recherchen.
Die *Neue Trakl-Bibliographie* ist als Hilfsmittel für eine Beschäftigung mit Trakl unentbehrlich, in ihrer Vollständigkeit und Genauigkeit ist sie optimal.

Salzburger Trakl-Symposion. Hrsg. v. Walter Weiss und Hans Weichselbaum. Bd. 9, 1978, 188 S., S 175,-

Hat Trakl die Dichtung Hölderlins wie die Rimbauds »bedenkenlos als Steinbruch benutzt«? Bernhard Böschenstein stellt diese Behauptung Reinhold Grimms in Frage: *Hölderlin und Rimbaud. Simultane Rezeption als Quelle poetischer Innovation im Werk Georg Trakls* (S.9-27).

Ob Trakls Lyrik übersetzbar ist, ob sie überhaupt Mitteilungscharakter hat, erörtert Adrien Finck: *Die französischen Trakl-Übersetzungen* (S.28-43). Jacques Legrand bietet dazu eigene *Trakl-Übersetzungen* (S.44-51) und stellt sich der Diskussion (S.124-148).

Können Trakls Beziehungen zu Karl Kraus als »Dialog mit einem Vater« interpretiert werden? Gerald Stieg stellt die Hypothese auf, aus den Kraus »gewidmeten« Gedichten »Psalm«, »Karl Kraus« und »Ein Winterabend« lasse sich Trakls Verehrung für Kraus wie seine Kritik an ihm erschließen: *Georg Trakl und Karl Kraus* (S.52-65).

Dem widerspricht Eberhard Sauermann: *Die Widmungen Georg Trakls* (S.66-100). Trakl habe Widmungen an Menschen gerichtet, weil er ihnen dankbar oder von ihnen abhängig war; eine Beziehung zwischen den Widmungsempfängern und dem Text der betreffenden Gedichte könne nicht belegt werden.

Arbeitsgespräche (mit Roger Bauer, Karl Ludwig Schneider, Alfred Doppler, Joachim Storck, Maurice Godé u.a.) erläutern diese Beiträge und erweitern das Spektrum um Themen wie: Trakls Beziehung zu George, Rilke, zum »Brenner«-Kreis, Trakls Technik des Zitats u.a.

Heinz Wetzel: *Konkordanz zu den Dichtungen Georg Trakls.* Bd.7, 1971, XX + 818 S., S 770,-

»Jeder Versuch, die lyrische Sprache Georg Trakls zu ergründen, führt unausweichlich zu der entscheidenden Frage, ob die einzelnen, in wechselnden Konstellationen wiederkehrenden Bildelemente als Zeichen anzusehen seien, denen konstante Bedeutungen zukommen«. (Einleitung)

Diese Frage ist immer noch offen, obwohl die Konkordanz das Vergleichen ermöglicht, indem sie (auf der Grundlage der hist.-krit. Trakl-Ausgabe inkl. Varianten) den Gebrauch der einzelnen Wörter vollständig und in ihrem Satzzusammenhang darstellt. Sie ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die philologische Auseinandersetzung mit Trakl und führt zu einer Neueinschätzung seiner Lyrik — was freilich eine Überprüfung liebgewonnener Spekulationen erfordert.

Eberhard Sauermann: *Zur Datierung und Interpretation von Texten Georg Trakls. Die Fehlgeburt von Trakls Schwester als Hintergrund eines Verzweiflungsbriefs und des Gedichts »Abendland«. Innsbruck: Institut für Germanistik 1984 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe Bd. 23), 102 S., S 132,-*

»Ja, verehrter Freund, mein Leben ist in wenigen Tagen unsäglich zerbrochen worden und es bleibt nur mehr ein sprachloser Schmerz. . .«
In der Arbeit soll bewiesen werden, daß dieser — an Ludwig v. Ficker gerichtete — berühmteste Brief Trakls entgegen den bisherigen Annahmen (z.B. in der historisch-kritischen Trakl-Ausgabe) nicht im November 1913 in Wien, sondern im Frühjahr 1914 in Berlin entstanden ist und daß der Anlaß dafür die Totgeburt eines — möglicherweise inzestuös gezeugten — Kindes von Trakls Schwester Gretl gewesen ist.
Ausgehend vom Zusammenhang zwischen dem biographischen Verhältnis Trakls zu Gretl und dem literarischen Stellenwert der »Schwester« in seinen Dichtungen werden Teile des Gedichts »Abendland« und anderer Dichtungen Trakls als Spiegelung dieses Erlebnisses interpretiert. Dadurch wird auch ein Einblick in die Entwicklung seiner Dichtungen und in sein Sprachbewußtsein gewährt.
Die Problematik einer Interpretation von Dichtungen Trakls mit Hilfe seiner Briefe wie auch einer Lebensbeschreibung Trakls anhand seiner Dichtungen wird grundsätzlich erörtert. Schließlich ist die Arbeit auch eine Auseinandersetzung mit der Trakl-Forschung, die auf überprüfbare biographische Fakten und auf einen Vergleich der Belegstellen (anhand der Trakl-Konkordanz) verzichten zu können glaubt; als ihre Schwächen werden kritisiert: weltanschauliche Voreingenommenheit, methodische Unzulänglichkeit, sachliche Ungenauigkeit.
Die Arbeit ist aus der archivalischen Beschäftigung mit den Nachlässen Fickers und Trakls (Forschungsinstitut »Brenner-Archiv«) entstanden. Daraus erklärt sich das Interesse an einer methodischen Erschließung und interpretatorischen Berücksichtigung der Entstehungsdaten von Briefen und Gedichten. Das geradezu kriminalistische Vorgehen des Verfassers ist für den Leser nachvollziehbar und macht die Lektüre spannend.